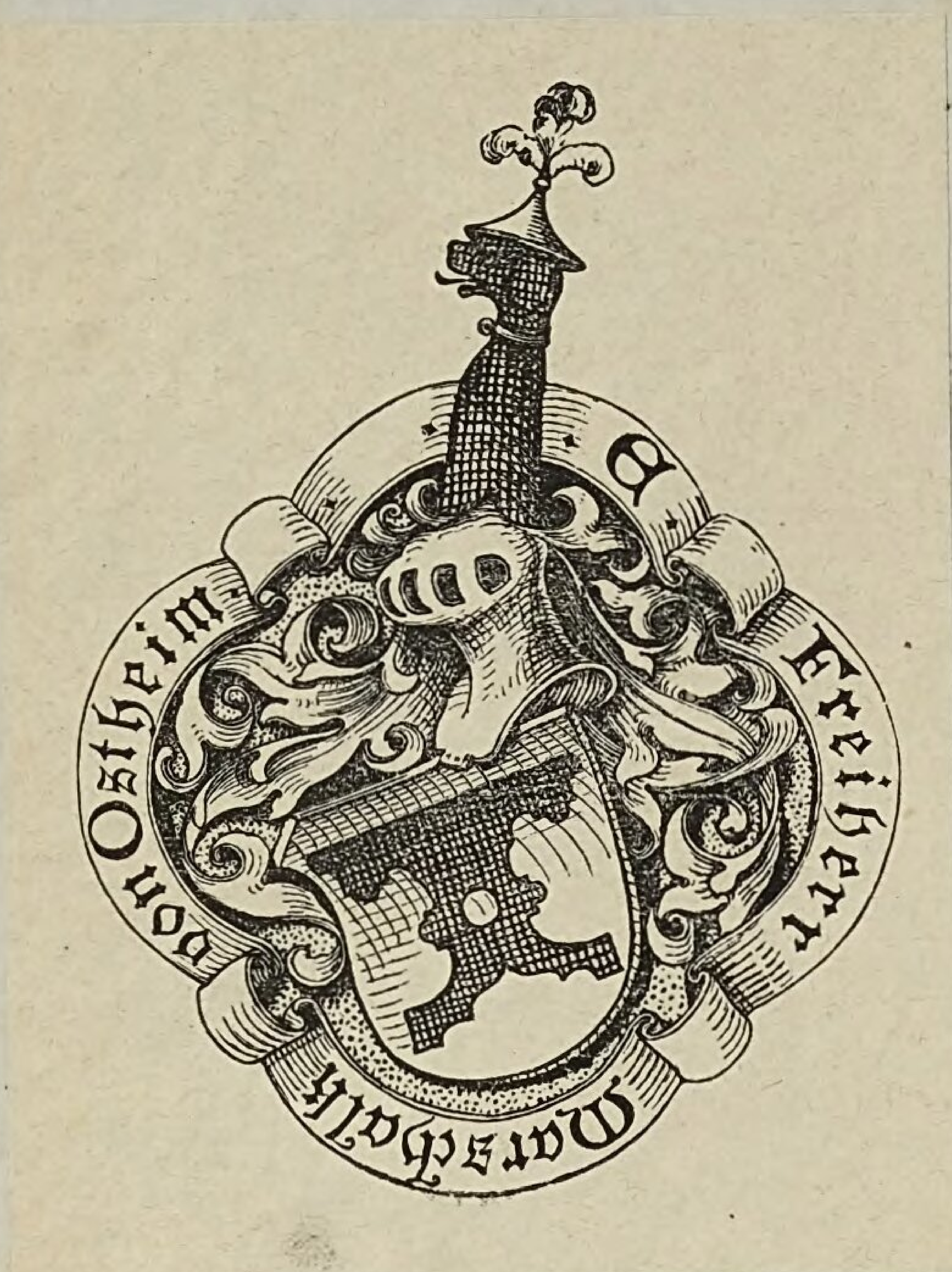

Freiherr
Marschalk
von Ostheim

Diesseits und Jenseits des Oceans.

Von

Gustav Struve.

Coburg.

F. Streit's Verlagsbuchhandlung.

1863.

Druck von F. Streit in Coburg.

Vorwort.

Die Vereinigten Staaten Nordamerika's sind noch immer sehr wenig in Europa gekannt und noch weniger ist deren Beispiel benützt worden. Ein Deutscher, der aus Amerika kömmt, muß hundertmal die Rede hören: „das ist unmöglich," während er in Amerika das hier für unmöglich gehaltene längst in blühender Wirklichkeit gesehen hat.

Die Zahl der Deutschen, von wissenschaftlicher Bildung, welche in reiferem Alter, und folgeweise nach gründlicher Kenntnißnahme der europäischen Verhältnisse nach Amerika auswanderten, war zu allen Zeiten eine sehr kleine. Noch geringer war aber die Zahl solcher Deutschen, welche nach zwölfjährigem Aufenthalte in Amerika, nachdem sie sich an den geschäftlichen, wissenschaftlichen politischen und militärischen Angelegenheiten der großen Republik eifrig betheiligt hatten, in das alte Vaterland zurückkehrten.

Zu diesen wenigen gehöre ich.

Es war nicht Europa-Müdigkeit, die mich nach Amerika trieb, es war nicht Amerika-Müdigkeit, die mich nach Europa zurückführte. Die Macht der Verhältnisse drängte mich über den Ocean. Sobald dieselbe aufhörte, zu wirken, kehrte ich, im vollen Bewußtsein dessen, was ich den Vereinigten Staaten schulde, in das alte Vaterland zurück.

Ich halte mich daher für befähigt, ein geistiges Wechselverhältniß zwischen der alten und der neuen Welt anzubahnen, das vielleicht zum Frommen beider Theile, insbesondere aber Deutschlands gereichen wird. Wir haben mehr von Amerika, als die Amerikaner von uns zu lernen, obgleich wir Deutschen auf dem Felde der Kunst und der Wissenschaft unseren Brüdern im Westen des Oceans manches werthvolle mitzutheilen im Stande sind.

In den folgenden Blättern mache ich den ersten Versuch dieser Vermittelung zwischen Deutschland und Amerika. Sollte derselbe freundliche Aufnahme finden, so werde ich demselben wohl einen zweiten folgen lassen.

Coburg, Ende August's 1863.

Gustav Struve.

Inhaltsverzeichniß.

§. 1. Rückblicke.

Frühzeitig war ich ein warmer Verehrer Dante's und empfand mit ihm die Schmerzen eines patriotischen Gemüths, welchem die Heimath verschlossen ist. In den bewegten Jahren, welche dem Ausbruche von 1848 vorhergingen, hatte ich mich daher immer mit der Hoffnung getragen, daß, wenn mein Loos auch Verfolgung und Kerker sein sollte, ich doch im Stande sein würde, mir das Vaterland zu erhalten. Ich ließ mich nie in eine Conspiration ein. Alle meine Schritte waren öffentlich. Die Volksversammlungen von Offenburg (19. März 1848) und von Freiburg (26. März 1848), wie alle übrigen, welche damals im Badischen abgehalten wurden, gingen nicht entfernt auf revolutionäre Bewegungen aus, sondern ruhten auf der Hoffnung, die Regierung werde die mit so großer Einmüthigkeit vorgetragenen Wünsche des Volkes berücksichtigen.

Noch jetzt bin ich der Ueberzeugung, daß es im Badischen zu keiner gewaltsamen Auflehnung gekommen, daß Alles friedlich abgemacht worden wäre, wenn die Regierung nicht die Verhaftung der Führer des Volkes angeordnet, wenn Mathy nicht Verrath geübt hätte.

Die Erhebung des Aprilmonats 1848 hatte diejenigen des September 1848 und des Mai 1849 in ihrem Gefolge. Diese beiden hätten nie stattgefunden, falls die erste ihnen nicht vorangegangen wäre.

Ich mußte fliehen, denn der Tod war mir gewiß, falls ich geblieben wäre. Aus der Schweiz verwiesen, in Frankreich polizeilich bewacht, in England ohne sichere Erwerbsquellen mußte ich mich zur Auswanderung nach Amerika entschließen. Ich that es mit äußerstem Widerstreben, ich fügte mich nur der unerbittlichen Nothwendigkeit.

So lange ich noch in Europa gewesen war, hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben, daß ein Umschwung der Dinge mir, vielleicht schon bald, die Rückkehr in's geliebte Vaterland möglich machen würde. Jede Woge, welche das Schiff dem Westen zutrug, entfernte diese frohe Aussicht mehr und mehr.

Am 11. April 1851 hatten wir uns in dem Segelschiffe Roscius zu Liverpool eingeschifft. Am 11. Mai langten wir im Hafen von New-York an. Als wir an dem reizenden Statenisland vorbeifuhren, regte sich gleich-

mäßig in mir und in meiner theuren Lebensgefährtin Amalie, der Wunsch, es möchte uns vergönnt sein, dort unsern Wohnsitz aufzuschlagen. Hätte ich damals gewußt daß die liebliche Insel das Grab meines Schwiegervaters meines ältesten Töchterleins — und meines Weibes werden sollte, so wäre sie mir, wie jetzt, düster und traurig erschienen. Glücklicherweise sah ich nicht in die Zukunft. An der Seite meiner Amalie fühlte ich mich stark genug, den Kampf des Lebens auch in Amerika zu bestehen.

Still und unbemerkt gelangten wir am Vormittage des 12. Mai in die Stadt New-York, stiegen im Hotel Schakespeare ab und wurden von Herrn Lievre, dem liebenswürdigen Wirthe, auf's freundlichste empfangen. Das Menschengewühl, in dessen Strudel wir aber schon bald nach unserm Eintritte in den Gasthof gezogen wurden, sagte uns nicht zu. Wir nahmen daher mit Freuden das Anerbieten eines Bekannten an, zu ihm nach Statenisland zu ziehen, und mietheten wenige Tage darauf ein kleines Häuschen, in dem wir uns sehr einfach einrichteten.

Die Aussicht desselben ging nach der einen Seite über den Hafen von New-York zur Stadt, nach der andern, auf die Hügel der Insel und in nächster Nähe auf einen Kirchhof — denselben, welcher acht Jahre später die Ueberreste meines erstgeborenen Töchterchens und elf Jahre später diejenigen meiner Amalie aufnahm.

Schon in den ersten Wochen unsers Aufenthalts in Amerika erhielten wir einen Vorschmack des dortigen Lebens. Die Deutschen in New-York, d. h. die Handwerker, Wirthe und Kleinkaufleute (denn der Gelehrtenstand, der ohnedies schwach vertreten ist, und die reicheren Kaufleute halten sich ferne von allem deutschen Leben) wollten das Maifest feiern und luden mich ein, die Festrede zu halten. Tausende strömten, begünstigt vom schönsten Wetter, in die elyseischen Felder zu Hoboken, Männer, Frauen und Kinder. Es herrschte allgemeine Heiterkeit. Nur konnte es mir nicht entgehen, daß die geistigen Getränke die Hauptrolle spielten. Hätte man darüber abstimmen lassen, ob die Getränke, oder die Reden entbehrt werden sollten, so hätten sich wohl die meisten Stimmen zum Nachtheile der Reden entschieden. Dessen ungeachtet blieb unter den Deutschen Alles in den Schranken des Anstands, bis eine Anzahl amerikanischer Raufbolde sich in unsere Mitte drängte, und nicht nachließ mit ihren Rohheiten, bis eine ziemlich allgemeine Prügelei entstand. Die Ruhestörer wurden zwar mit blutenden Köpfen aus dem Felde geschlagen, beruhigten sich aber nicht bei ihrer Niederlage. Im Gegentheile beschwerten sie sich bei dem Richter des Ortes über erlittene Mißhandlungen und bestimmten diesen, sie zu Special-Constablern zum Zwecke der Verhaftung der Ruhestörer einzuschwören. Da Hoboken auf dem östlichen Ufer des Hudson liegt, mußten alle New-Yorker, welche nach Hause zurückkehren wollten, zur Fähre gehen. Dort hatten sich die amerikanischen Raufbolde aufgestellt, und fielen

über die unbewaffneten und friedlichen Deutschen her, welche den Rückweg nach Hause antraten. Es entstand eine zweite Prügelei, bei welcher am Ende die Deutschen zwar wieder den Sieg errangen; allein nicht bevor viele derselben arge Mißhandlungen erlitten hatten, und eine bedeutende Anzahl derselben verhaftet worden war. Diese letzteren wurden in das Gefängniß nach Bergen, einige Meilen entfernt, verbracht. Mehrere Tage vergingen unter schweren Kosten, Sorgen und Entbehrungen, bevor sie wieder ihre Freiheit erhielten.

Ich und meine liebe Frau waren glücklich durchgekommen. Als wir wahrnahmen, daß auf dem directen Wege zur Fähre ein Menschengetümmel stattfinde, welches den Eintritt in die letztere verzögere, schlugen wir, ohne noch zu wissen, was eigentlich vorgehe, einen andern Weg linker Hand ein und entgingen so der drohenden Gefahr. Augenscheinlich hatten es die Raufbolde hauptsächlich auf die Festredner abgesehen. Denn zwei andere derselben, welche in das Getümmel geriethen, wurden sehr stark mißhandelt.

Das Maifest 1851 bildet aber doch den Endpunkt der Störungen, welche sich amerikanische Raufbolde schon oft früher bei deutschen Festen erlaubt hatten. Zweimal waren sie, wenn auch anfangs im Vortheile, am Ende nachdrücklich abgestraft worden. Zwar brachten schon Tags darauf mehrere englische Blätter drastische Schilderungen von den Grausamkeiten, welche die Deutschen an amerikanischen Bürgern verübt haben sollten. Allein es bildeten diese Lügen-Artikel nur schwache Pflaster auf die Wunden der amerikanischen Raufbolde, welche immer nur da Muth haben, wo sie sich in der Uebermacht glauben.

Die rohen Scenen des Maifestes hatten uns sehr unangenehm berührt. Allein wenn wir wieder zusammen allein waren, herrschte doch Frohsinn und Heiterkeit vor.

Unterm 7. Juni enthielt das Tagebuch meiner Amalie folgenden, unser damaliges Leben bezeichnenden Eintrag.

„Wir wohnen lieblich und angenehm hier auf Statenisland. Unser Häuschen liegt am Saume des Waldes, am Fuße eines schönen Hügels auf einer Wiese. Wir leben friedlich und sehr glücklich. Unser kleines Gärtlein ist bestellt, und der wohlthuende Regen von heute trieb die Radieschen, Gurken und Melonen aus der Erde hervor. Auch Blumen haben wir gesäet im Garten, doch sind diese noch nicht aufgegangen."

Wir hatten nicht auf acht Tage hinaus zu leben, und wußten nicht, was wir ergreifen sollten. Doch wir hatten frischen Muth. Meine Amalie setzte in mich und meine Sterne ein unbedingtes Vertrauen und ich fühlte mich glücklich, wenn ich sie sah oder nur an sie denken konnte.

Mannigfaltige Pläne wurden gemacht. Sie wollte eine Schule gründen, sie hätte gewiß Schülerinnen genug gefunden; sie hätte aber die ärmsten am liebsten genommen. Das war für unsere Lage nicht ausführbar.

Wir hatten mehrere Manuscripte fertig liegen. Doch vergebens bemühten wir uns, auch nur eines anzubringen. Hätten wir Verleger in Deutschland gefunden, wären wir nie nach Amerika ausgewandert. Allein immer kälter wurde die Luft, die uns aus Deutschland anwehte. Die meisten unserer Briefe blieben unbeantwortet. Kein Antrag, den wir machten, wurde angenommen. In Amerika war es zwar insofern viel besser, als wir unsere Meinungen unverblümt in Schrift und Rede ausdrücken konnten. Allein dabei hätten wir leicht des Hungertodes sterben können.

Nach langen Vorbereitungen hatte ich im Gefängniß zu Bruchsal und in den Kasematten zu Rastadt die zwei ersten Bücher meiner Weltgeschichte vollendet. Das Manuscript war in die Gewalt sogenannter Gesinnungsgenossen gefallen; aus deren Klauen ich es mit Hülfe zweier Aristokraten rettete, nachdem ein Theil desselben schon zu Fidibussen verbraucht worden war. Ein französischer Graf hatte mir mein Eigenthum wieder verschafft, ein französischer Herzog es mir nach England gebracht. Mein eifrigster Wunsch war, auf dem freien Boden Amerika's das umfassende Werk vollenden zu können. Allein der Nachdruck rentirt in Amerika besser, als die Herausgabe von Originalwerken. Ich konnte keinen Verleger finden.

Ich entschloß mich daher, selbst Verleger zu werden und meinen in Mannheim entschlafenen Deutschen Zuschauer auf amerikanischem Boden wieder zu erwecken. In Deutschland hatte diese Wochenschrift großen Beifall gehabt. Die Zahl der Bestellungen war so groß, daß eine zweite Auflage des ersten Jahrgangs gedruckt werden sollte, als der Ausbruch der Revolution meiner Redaction ein Ende machte. Trotz Censur und Polizei hatte der Deutsche Zuschauer eine schöne Wirksamkeit, großen Absatz und eine Lebensdauer von 16 Monaten gehabt. In Amerika hatte ich aber mit weit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Ich verstand es nicht, den hier unter der Mehrzahl der Deutschen beliebten bombastischen und prahlerischen Ton anzuschlagen. Ich konnte eine gewöhnliche Unterhaltung, ein Kränzchen, einen Ball oder einen Ausflug in's Freie nicht als Thatsachen von geschichtlicher Bedeutung darstellen, betrachtete die Wirthschaften auch nicht als Bildungsanstalten und das Lagerbier nicht als universelles Heilmittel gegen jedwedes Uebel. Ich hatte weder Freude daran, das Verdienst in den Koth zu ziehen (der Skandal war mir zuwider), noch dem Laster zu schmeicheln. Die deutsche-amerikanische, periodische Presse steht heute noch auf einer sehr niedrigen Stufe, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, aber im Jahre 1851 war sie weit schlimmer beschaffen.

Uebrigens fehlte es mir nicht an Subscribenten. Ich begann am 1. Juli 1851 meinen Deutschen Zuschauer in New-York mit beiläufig 2000 Unterzeichnern. Die Zahl der Pränumeranten war aber sehr klein, und als es zum Zahlen kam, schwand nahezu die Hälfte der Subscribenten.

Die Arbeit war ziemlich schwer; der Verdienst sehr gering. Jede Unregelmäßigkeit in dem Eingange der ausstehenden Gelder brachte mich in Verlegenheit. Allein ich machte mich während der Zeit der Herausgabe meines Zuschauers mehr und mehr mit amerikanischen Verhältnissen und Zuständen vertraut und überzeugte mich, daß, wenn das Häufchen meiner wirklichen Gesinnungsgenossen in Amerika auch nicht groß war, ich doch auf eine gewisse Zahl mit Sicherheit rechnen konnte.

Am 1. April 1852 ließ ich den Deutschen Zuschauer eingehen und gab in eigenem Verlage bogenweise von Woche zu Woche meine Weltgeschichte heraus. Es war auch eine Zeit schweren Kampfes. Die Kosten für Druck, Papier und Satz verschlangen fast den ganzen Ertrag, der unmittelbar flüssig wurde. Ich konnte nicht mehr als 2000 Exemplare drucken lassen. Von Stereotypen konnte bei meiner vollständigen Mittellosigkeit keine Rede sein. Die 2000 Exemplare wurden schnell vergriffen. Ich blieb aber so arm, wie zuvor.

Gegen Ende des Jahres 1851 war ich von Statenisland nach New-York gezogen. Meine Familie bestand aus drei Personen: mir, meiner lieben Frau und deren Vater, welcher im Juli 1851, als Greis von siebenzig Jahren uns in die neue Welt gefolgt war. Meine liebe Frau stand mir treulich zur Seite. Sie schrieb treffliche Artikel für den Deutschen Zuschauer, so lange dieser bestand und half mir bei der Weltgeschichte, als diese erschien.

Das erste und zweite Buch war von meiner Hand geschrieben, weil ich damals von meiner Amalie getrennt war. Das dritte, vierte und fünfte Buch wurde im Laufe des Jahres 1852 in New-York fertig. Alle diese Bücher schrieb meine liebe Frau. Die Stunden, welche wir bei dem Schreiben der Weltgeschichte verbrachten, gehörten zu den seeligsten meines Lebens. Ehe wir anfingen zu arbeiten, theilte ich ihr gewöhnlich meine Ideen mit. Wir besprachen uns und dann fing ich an zu dictiren. Wenn sie mit mir zufrieden war, schrieb sie ruhig weiter. Kleine Stylfehler verbesserte sie ohne ein Wort zu sagen, kam aber eine Stelle, welche ihr nicht gefiel, so hielt sie inne und wir verständigten uns. Meistentheils war sie aber mit mir zufrieden. Das Lob, das sie mir zollte und der Eifer, mit dem sie schrieb, war der schönste Lohn, der mir zu Theil werden konnte.

Gegen Ende des Jahres 1852 waren die drei ersten Bücher der Weltgeschichte, welche in ihrer Vereinigung den Band „Alterthum" bilden, im Drucke vollendet. Emil Magnus hatte mir Druck und Expedition bis dahin besorgt. Von dieser Zeit an übernahm Wilhelm Schlüter, der damalige Herausgeber des New-Yorker Demokraten die Geschäftsbesorgung. Dabei wurde ausdrücklich bedungen, daß ich nach wie vor Verleger des Werkes sein und als solcher auf dem Titelblatte bemerkt werden solle.

Als wir noch zu Genf, dann in London als politische Flüchtlinge gelebt,

hatten wir uns des Umgangs mit vielen hochgebildeten Gesinnungsgenossen, dort mit Galeer, Herzen, Rösinger, Moritz Hartmann, Friedrich Kapp, an letzterem Orte mit Arnold Ruge, Gottfried Kinkel, Carl Scholl, Ronge, Mazzini, Louis Blanc und vielen anderen erfreut. In New-York fehlte es uns vollständig an einem geselligen Kreise, nicht als ob da gänzlicher Mangel an Gesinnungsgenossen und Männern von höherer Bildung gewesen wäre; — keineswegs, allein in New-York hatten dieselben dermaßen mit den Sorgen des täglichen Lebens zu kämpfen, daß ein ruhiges Zusammensein nicht für einen einzigen Abend möglich war. Dazu kam, daß die amerikanische Politik die Deutschen in zwei feindliche Lager spaltete, welche sich gegenseitig mit großer Heftigkeit, oft mit roher Gemeinheit angriffen.

An New-York knüpfte uns kein anderes Band, als dasjenige der Nothwendigkeit. Eine kleine Anzahl treuer Freunde hatten wir uns mitten im Sturme der Zeit erhalten. Allein wir sahen sie selten. Theilweise bestand zwischen uns nicht einmal Gesinnungsgenossenschaft, sondern nur freundliche Theilnahme und guter Wille, abgesehen von jedem Prinzipe.

Die Gesundheit meiner lieben Frau hatte in Folge ihrer Gefangenschaft vom Herbste 1848 bis zum Frühjahre 1849 sehr gelitten. Sie hatte das Gefängniß verlassen mit dem tic douloureux, der schmerzlichsten Krankheit, welche die Arzneiwissenschaft kennt. Besonders heftig und lange andauernd war der Anfall, den sie im Monate April 1853 hatte.

Wir sehnten uns beide aus der geräuschvollen Stadt hinweg auf das Land, wo wir im innigen Verkehr mit der frischen, freien Natur Ersatz für den fehlenden Umgang mit gebildeten Freunden und Linderung für die Leiden meiner Amalie zu finden hofften.

Nach vielem Suchen fanden wir endlich eine Wohnung, die uns zusagte. Sie lag eine Stunde Weges von Port Richmond auf Statenisland, nahe bei dem Dorfe Granitvillage. Das Haus war zwar etwas vernachlässigt, allein es lag ganz hübsch und bot uns die nöthigen Räumlichkeiten.

Ein Morgen Landes mit zahlreichen Johannisbeer-, Stachelbeer- und Himbeer-Stauden, mit Quitten- und anderen Obstbäumen, Scheune, Kutschenhaus u. s. w. gehörte mit dazu. In demselben Hause wohnte noch eine neunzigjährige Wittwe, welche sich der Zeit des Unabhängigkeitskrieges wohl erinnerte, mit einer ältlichen Tochter.

Drei Jahre verlebten wir in dieser ländlichen Einsamkeit von Mai 1853 bis dahin 1856.

Inmitten der frischen, freien Natur verlor sich bald der Gesichtsschmerz meiner lieben Frau. Wir machten große und weite Spaziergänge nach allen Richtungen. Die Hauptsache blieb aber immer die Weltgeschichte. Oft schrieben wir bis in die späte Nacht. Des Morgens waren wir immer bei Zeiten auf. Die amerikanische Wittwe und ihre Tochter fragten uns oft, ob wir

denn gar nicht schliefen? denn sie gingen um Licht zu sparen, schon frühzeitig zu Bette, und standen gewöhnlich erst auf, wenn der Bäcker sich mit seiner Schelle vernehmlich machte.

Anderthalb Jahre lebten wir in ununterbrochener stiller Thätigkeit in unserer Klause. Die Nachricht von dem Tode des begabten Freiheitsdichters Carl Heinrich Schnauffer ergriff uns beide schmerzlich. (September 1854). Bald darauf erschütterte uns ein zweiter Todesfall. Mein theurer Freund Rau aus Gaildorf im Würtenberg'schen starb in New-York, woselbst er gerade anfing gute Geschäfte zu machen.

Zu diesen Todesbotschaften kam eine andere uns berührende Wendung unsers Geschicks. Schlüter hörte plötzlich auf, die vertragsmäßigen wöchentlichen Zahlungen zu machen.

Die sechs ersten Bücher meiner Weltgeschichte waren fertig geworden. Es fehlte nicht an Manuscript zu der Fortsetzung, allein Schlüter druckte nicht weiter und zahlte nicht. Plötzlich waren wir ohne alle Erwerbsquellen. Mit Mühe erlangte ich nur einige Exemplare meines Werkes, welche ich verwerthete und mir dadurch wenigstens eine kleine Hülfe verschaffte.

Da die Herausgabe meiner Weltgeschichte in Stocken gerathen war, beschäftigten wir uns, bis dieselbe wieder in Gang kam, in anderer Weise. Gegen Ende Novembers hielt ich in New-York einen Vortrag über den Fortschritt der Menschheit, anknüpfend an eine Rede des Amerikaners Bancroft über denselben Gegenstand.

Auf Anregung des damaligen Directors des deutschen Theaters schrieben wir dann gemeinschaftlich das Trauerspiel, Abälard und Heloise. Es kam am 29. Januar 1855 zur Aufführung auf der deutschen Bühne, wurde aber sehr mangelhaft in Scene gesetzt, nicht mit der erforderlichen Würde gegeben und brachte uns nur Kosten ein.

In dieser Zeit entstand auch mein Schriftchen: „Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstands."

Der Absatz desselben hatte nicht den gewünschten Erfolg.

Mittlerweile gingen die Unterhandlungen mit Schlüter, betreffend die Wiederaufnahme meiner Weltgeschichte unausgesetzt fort, ohne jedoch zu einem Resultate zu führen.

Plötzlich erhielten wir in unserer ländlichen Zurückgezogenheit die Nachricht, Schlüter habe Bankerutt gemacht. In diesen wurden sämmtliche vorhandene Exemplare meiner Weltgeschichte gezogen. Ich verlor so die Früchte jahrelanger Arbeit und überdieß noch die Kosten eines Prozesses, den ich deshalb anfing.

Die Sache hatte übrigens unter dem deutschen Publicum großes Aufsehen gemacht. Es traten einige Freunde zusammen. Actien wurden ausgegeben, welche zu fünf Dollar das Stück, den Inhaber zu einem vollständigen Exem-

plare der Geschichte der Neuzeit (30 Hefte zu 4 Druckbogen) berechtigen sollten.

Die Freunde brachten zwar nicht mehr, als 60 bis 80 derselben unter. Allein die kleine Summe, welche auf diese Weise flüssig wurde, genügte, den Druck der Geschichte der Neuzeit in Gang zu bringen; und diesesmal gab es auch Stereotypen, welche den Grund zu einem werthvollen Eigenthum für mich legten. Nach einigen Monaten wurde, da mir alle Exemplare der älteren Zeit meines Werkes (Buch I — VI) bis zum Jahre 1517 reichend, entrissen waren, eine neue, wesentlich verbesserte und von tausend Druckfehlern gereinigte Ausgabe der sechs ersten Bücher in Angriff genommen.

Mein Freund Louis Neu in New-York besorgte die Expedition. Ich und meine liebe Frau blieben auf dem Lande wohnen. Wir hatten unsere alte Wohnung wieder auf ein Jahr gemiethet. Allein Haus und Land wurden verkauft. Wir mußten weichen. Vor unserem Abzuge hatten wir den Tod des Herrn Düsar, des Vaters meiner lieben Frau, welche ihm die früher gespendete Liebe in seinen alten Tagen reichlich vergalt, zu beklagen.

Wir folgten der Einladung eines langjährigen, uneigennützigen, warmen Freundes, des Herrn Bierbrauers Biegen und zogen auf dessen reizende Besitzung nach Dobbsferry, Westchester-County am Hudsonflusse. In den letzten Tagen des April-Monats 1856, langten wir daselbst an.

Nun galt es wieder, angestrengt zu arbeiten, und zwar nicht blos auf dem Felde der Wissenschaft, was uns immer eine Lust war, sondern auch auf demjenigen der Finanzen, was uns stets sehr sauer wurde. Die Actiengelder reichten nicht bis zum Ende des zweiten Heftes. Mittlerweile waren aber schon Gelder vom Verkaufe des ersten eingegangen. Jeden Monat wurden zwei Hefte gedruckt, was für Stereotypen allein einen Kostenaufwand von mehr als 166 Dollar betrug. Dazu kam Papier, Druck, die Ausgaben für unsern Haushalt u. s. w. u. s. w. Es war ein mühevolles Leben. Allein die Weltgeschichte schritt doch vorwärts. Wackere Freunde halfen ab und zu aus. Am Ende des Jahres 1856 war das Reformationszeitalter, der vierte Band der gesammten Weltgeschichte, und zehn Hefte der älteren Zeit im Drucke erschienen, — alles stereotypirt.

So sehr ich es wünschte, konnte ich aber doch nicht meine ganze Zeit der Weltgeschichte widmen. Das Jahr 1856 war ein Präsidentenwahljahr. Die Frage war: soll Buchanan, der bekannte Freund und Gönner der Sklavenhalter des Südens, oder Fremont, der Begünstiger freier Arbeit, auf den Stuhl der Gewalt in Washington erhoben werden?

Mein freundlicher Hauswirth Biegen stand auf Seiten Buchanans, ich auf derjenigen Fremonts. Ich konnte mich den Bitten meiner politischen Freunde nicht entziehen und nahm lebhaften Theil an diesem Wahlkampf, obgleich ich damals noch nicht Bürger war, ja! nicht einmal meine Absicht zu erkennen

gegeben hatte, Bürger in Amerika werden zu wollen. Im Gegentheil hegte ich damals noch immer die Hoffnung, möglichst bald in die Heimath zurückkehren zu können, und unter dieser Voraussetzung wäre es unnütz gewesen, hier Bürger zu werden.

Es wurde mir dieses zwar von vielen Spießbürgern sehr übel genommen. Allein das änderte nichts an meiner Auschauungsweise. Ich war mein ganzes Leben hindurch immer viel zu viel Mann des Prinzips gewesen, als daß ich mich durch Rücksichten auf persönlichen Vortheil in meinen politischen Bestrebungen hätte leiten lassen.

Noch mehr wurde mir von allen sog. Demokraten, d. h. Freunden des Südens übel genommen, daß ich entschieden Partei zu Gunsten der Republikaner d. h. Gegner der Sklaverei, nahm. Ich verlor deshalb hunderte von Abonnenten. Ich mußte den Verlust verschmerzen. Ich hatte eine ähnliche Erfahrung schon früher gemacht zur Zeit, da ich den deutschen Zuschauer in New-York herausgab. Damals ergriff ich lebhaft Partei für Gottfried Kinkel und die von ihm betriebene National-Anleihe. Zur Strafe dafür verlor ich die meisten derjenigen Abonnenten, welche damals gehässige Gegner Kinkel's waren. Das ist nicht anders im deutsch-amerikanischen Leben.

Ich erließ einen Aufruf an die Deutschen Amerika's zu Gunsten Fremont's und hielt öffentliche Reden zu New-York, Boston, Poughkeepsie, Troy, Albany, Rochester und in dem großen Saale der Academy of music zu New-York. Hier traf ich zum ersten Male nach langer Zeit wieder mit Friedrich Hecker öffentlich zusammen. Diesseits und jenseits des Oceans, in Krieg und Frieden fanden wir uns immer auf derselben Seite.

Doch Fremont trug nicht den Sieg davon. Buchanan wurde gewählt. Unter seiner Verwaltung konnten die Südländer den Krieg ungestört vorbereiten, der nun seit drittehalb Jahren die Union zerfleischt.

Auf allen Ausflügen, welche meine Anwesenheit bei vielen Volks-Versammlungen veranlaßte, begleitete mich meine liebe Frau. Gern fuhren wir mit einander ab. Mit Freuden kehrten wir nach Hause zurück.

Wie sich unser damaliges Leben in ihrem Geiste abspiegelte, zeigt am deutlichsten der Eintrag in ihr Tagebuch vom 1. October 1856.

„Es ist kalt. Die Vorboten des Winters machen ihre Erscheinung. Wir sind zufrieden mit unserer jetzigen Lage, was die pecuniäre Seite anbelangt.

Geselligkeit mangelt uns hier ganz. Dafür haben wir herrliche Aussicht, den Fluß, die Bäume, die schöne Umgebung, die gesunde Luft und Ruhe zum schöpferischen Arbeiten. Wir arbeiten angestrengt Weltgeschichte.

Unsere Sehnsucht nach dem Vaterlande ist ruhiger, doch darum nicht minder tief.

In zwei Jahren hoffen wir die Weltgeschichte vollendet zu haben."

Aus den zwei Jahren wurden fast vier. Doch sie wurde vollendet, wenn auch erst spät, zu spät, als daß die geliebte Mitschöpferin der Früchte ihrer Arbeit noch hätte froh werden können.

Kurz darauf ging der lieben Frau und mir ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung. Von Rochester aus, wohin ich berufen wurde, um eine deutsche Volksversammlung anzureden, machten wir am 5. November 1856 einen Ausflug nach den Fällen des Niagara, welche meiner Amalie nicht wieder aus dem Gedächtnisse schwanden, so lange sie lebte und welche auch ich nicht vergessen werde, schon aus dem Grunde, weil sie mir einen der glücklichsten Tage aus dem Leben meiner unvergeßlichen Gefährtin vor die Seele zaubern.

Wir hatten uns vorgenommen, wie früher bei Granitvillage, so auch in Dobbsferry den Winter auf dem Lande zuzubringen. Als aber die kalten Stürme des Dezembers herankamen, überzeugten wir uns, daß wir uns zu viel zumutheten. Unsere Wohnung lag auf der Spitze eines Hügels, war nicht sehr solide gebaut und dem Nordwinde, welcher eisig kalt den Hudson herunterblies, schutzlos preisgegeben. Hierzu kam, daß wir nach einer ländlichen Zurückgezogenheit von nahezu vier Jahren das Bedürfniß menschlicher Gesellschaft lebhafter empfanden, daß unsere Finanzen im Augenblicke etwas besser standen und daher die Ausführung unseres Wunsches möglich machten.

Gegen Ende des Monats December 1856 siedelten wir unter Schnee und Eis nach New-York über.

Wir besuchten nur selten Theater und Concerte, und nur, wenn ein außerordentlicher Kunstgenuß in Aussicht stand, dann waren wir aber mit Herz und Seele dabei und unsere Freude klang oft Wochen lang nach.

Die Weltgeschichte schritt zwar vorwärts, allein im Frühjahr 1857 machten sich schon die Vorboten der Krisis des Herbstes fühlbar. Die Gelder gingen sehr schlecht ein und ich sollte doch Drucker und Papierlieferanten regelmäßig zahlen.

Freund Neu, welcher die Expedition besorgte, glaubte, in Europa gute Geschäfte mit meinem Werke machen zu können. Ich gab seinem Wunsche nach. Im August 1857 reiste er mit vier Kisten Hefte der Weltgeschichte im Werthe von 1300 Dollar nach Europa ab. Der Plan war, zuerst, unter den Deutschen Englands den Verkauf zu versuchen und dann in Deutschland selbst zu operiren.

Plötzlich brachen nun hinter einander die schwersten Schläge über mich herein. Neu starb in London, bevor er nach Deutschland abreiste. Die Krisis des Herbstes 1857 wirkte lähmend auf das Geschäft in Amerika. Die Verlegenheiten und Sorgen waren groß und schwer. Wir verloren aber den Muth nicht, arbeiteten rüstig weiter, wenn auch der Druck der Weltgeschichte nicht so rasch von statten ging, als wir gewünscht hätten.

Im Winter des Jahres 1857 auf 1858 hielt ich mehrere Vorträge im Schooße der zu New-York bestehenden zahlreichen Handwerkervereine „über die Wanderungen der Idee" über „die Quellen des Aberglaubens" und andere ähnliche Themata. Meine Hauptarbeit blieb aber immer die Weltgeschichte, welche ich jetzt nicht blos zu schreiben hatte. Ich mußte den Druck derselben leiten, die Correctur besorgen, die Kosten von Druck und Papier auftreiben, und seit der Abreise Neu's die ganze Expedition selbst führen.

So hatten wir viele Mühe, Sorge und Beschwerde. Der Winter des Jahres 1857 auf 1858 war für die arbeitenden Klassen sehr hart. Viele Fabriken standen stille. Die meisten Haushaltungen schränkten sich ein. Die Noth war allgemein. Die Arbeiter hielten Versammlungen und berietheu sich, in welcher Weise sie ihren Interessen Ausdruck und Geltung verschaffen könnten. Sie beschlossen eine Wochenschrift zu gründen. Doch gleich die ersten Nummern derselben bekundeten, daß der erwählte Redacteur nichts weiter beabsichtigte, als seine Anhänger an die sog. Demokraten d. h. Freunde der südlichen Sklavenhalter zu verkaufen. Es entstand darüber große Aufregung und ich wurde ersucht, die Redaction des Blattes unter einem ganz neuen Titel zu übernehmen.

Mit den Grundsätzen des Arbeiterbundes, welcher dieses Unternehmen in's Leben rufen wollte, war ich vollkommen einverstanden. Allein ich hatte im Laufe meines Lebens zu oft erfahren, daß Grundsätze sehr häufig nichts anderes, als glänzende Aushängeschilder vor leeren oder schmutzigen Häusern sind. Ich sperrte mich einige Zeit. Die Abgesandten des sog. Arbeiterbundes erklärten mir, daß, falls ich die Redaction nicht übernähme, zu befürchten stehe, das Unternehmen möchte ganz in die Hände der sog. Demokraten fallen. Es sprach diese Anschauungsweise freilich nicht für die Festigkeit der Grundsätze der Arbeiter, allein um so mehr für die Verlegenheit, in welcher sie sich befanden. Nach einiger Zögerung nahm ich die Redaction an, unter zwei Bedingungen:

1) Ich machte mich nur auf kurze Zeit verbindlich und behielt mir monatliche Kündigung vor;

2) ich erklärte, daß ein derartiges Unternehmen nur bei einträchtigem Zusammenwirken aller Betheiligten gedeihen könne, daß ich mich daher zurückziehen würde, sobald dieses aufhören sollte.

Als Eigenthümer des Blattes wurde der sog. Arbeiterbund bezeichnet. Dieser bestand aus der Vereinigung einer Anzahl von Vereinen, welche ihre Delegaten in eine Convention sandten, welche alle 8 Tage einmal Sitzung hielt.

Am 24. April 1858 erschien „die sociale Republik" (dieses war der Titel des Blattes) zum erstenmal unter meiner Redaction. Das Blatt gewann schnell eine hübsche Anzahl von Abonnenten. Allein ich hatte mir eine zu große Arbeitslast aufgeladen. Man erwartete von mir nicht nur, daß ich das

Blatt redigiren, sondern auch, daß ich Antheil an den vielen Verhandlungen des Arbeiterbundes nehmen sollte. Ich sollte Reden aller Art halten: Ermuthigungsreden, Leichenreden, belehrende Vorträge u. s. w. u. s. w. Das peinlichste von alle dem waren mir die Leichenreden. Ich suchte abzulehnen. Allein bisweilen war es nicht möglich. Kurz nach einer solchen Leichenrede im Monat Mai wurde ich krank. Mehr als zwölf Stunden lang hatte ich einen furchtbaren Magenkrampf. Die herbeigerufenen Aerzte verstanden ihre Kunst nicht. Ein wenig Bittersalz oder Ricinus-Oel, gleich anfangs gereicht, hätte die ganze Sache beseitigt. Statt dessen bekam ich nux vomica und andere Mittel, welche das Uebel vermehrten. Als ich meinen Freund Dr. Nurick aus Brooklyn kommen ließ, hatte die Krankheit sich schon sehr verschlimmert. Ich war am Rande des Grabes und mehrere Wochen vergingen, bevor ich mich wieder ganz erholt hatte.

Doch von meinem Krankenbette aus mußte ich meine Redaction und den Druck und die Expedition meiner Weltgeschichte leiten. Denn diese letztere ging neben der socialen Republik unausgesetzt fort, obgleich etwas langsamer als sonst.

Es konnte mir nicht entgehen, daß gewisse Cliquen bestanden, welche sich gegenseitig anfeindeten. Allein bis gegen den Winter hin wurde der Anstand immer bewahrt. Es galt, den Arbeiterbund, der seine Wurzel in New-York hatte, über die ganze Union zu verbreiten. Zu diesem Behufe reiste ich im Herbste des Jahres 1858 nach Philadelphia, woselbst ich vor einem gedrückt vollen Hause die Grundsätze des Arbeiterbundes entwickelte und demselben zahlreiche neue Freunde warb.

In verschiedenen andern Orten der Union bildeten sich gleichfalls Arbeitervereine. Diese sollten durch eine Convention von Delegaten zu einem großen, die ganze Union umfassenden Bunde vereinigt werden. Ich erklärte, daß eine solche Convention vor der Wiederkehr der bessern Jahreszeit mit Erfolg nicht ausgeschrieben werden könne. Doch ich wurde überstimmt. Die Convention wurde auf den 17. Januar 1859 berufen und Congreß genannt. Wie ich es vorausgesehen hatte, wurde die Sache aber zu einer lächerlichen Comödie. Ich nahm daran keinen Theil und legte die Redaction nieder. Das letzte von mir redigirte Blatt war No. 42 vom 5 Februar 1859.

Eine Zeit lang fristeten dann die „Sociale Republik" und der Arbeiterbund noch eine traurige Existenz. Dann gingen sie beide zu Grunde.

Während des Bestandes beider wurden alle möglichen socialen Probleme besprochen. Unter Bezugnahme auf einen ähnlichen Verein, welcher in London große Erfolge erzielt hatte, wurde im Winter des Jahres 1858 auf 1859 ein sog. Industrieverein begründet, welcher auf der Idee ruhte, daß die Mitglieder desselben die erforderlichen Geldbeiträge zur Gründung eines Geschäfts in Lebensmitteln (grocery-Geschäftes) herbeischießen, selbst den Stamm der

Kundschaft desselben bilden, und unter sich den Gewinn theilen sollten. Man glaubte, auf diesem Wege wohlfeiler zu den dringendsten Lebensmitteln gelangen und vielleicht auch außerdem noch manchen Vortheil gewinnen zu können.

Eine Zeit lang ging die Sache ganz gut. Doch so bald die Aemter vergeben waren, that sich unter denjenigen Mitgliedern, welche auf dieselben speculirt, sie aber nicht erlangt hatten, Verstimmung kund. Diese griff immer weiter um sich, bis die ganze moralische Basis des Vereins unterminirt war. Dann mußte er, gleich dem Arbeiterbunde und der „socialen Republik" in sich selbst zusammenbrechen.

Der Industrieverein sollte nicht blos seine unmittelbaren Zwecke, sondern überhaupt nach Kräften alles Schöne und Gute fördern. Es kam daher bald in dessen Schooße die Gründung einer freien deutschen Schule zur Sprache. Ich und meine liebe Frau interessirten uns für eine solche weit mehr, als für den sogenannten Industrieverein, an welchem wir uns nur betheiligt hatten, um zu sehen, wie sich ein derartiger Verein im wirklichen Leben gestalten würde.

Wir nahmen uns beide der Sache mit Eifer an und es gelang uns, die freie deutsche Schule in's Leben zu rufen. Kaum war sie entstanden, tauchte aber die Frage über deren Beherrschung auf. Der Industrieverein, welcher als solcher zur Gründung der Schule nicht das Geringste beigetragen hatte, pochte darauf, daß in seinem Schooße die ersten Verhandlungen über dieselbe stattgefunden hatten, und glaubte, darauf eine Art Eigenthumsrecht an der Schule gründen zu können. Ich und meine Amalie waren der Ansicht, daß die freie deutsche Schule auf eigenen Füßen stehen, durch eigene Kraft erstarken müsse und daß ein Protectorat von Seiten des Industrie- oder irgend eines andern ähnlichen Vereins lähmend und vernichtend auf sie einwirken müsse. Es kam darüber zu sehr heftigen Verhandlungen. Ich und meine liebe Frau wir setzten aber unsere Ansichten durch. Die freie deutsche Schule trat in's Leben ein, entwickelte sich mehr und mehr von Jahr zu Jahr, und blüht heute noch in ihrem eigenen, geräumigen Gebäude in der vierten Straße. Füster aus Wien war der erste Director, ich war der erste Präsident der freien deutschen Schule zu New-York.

Ich und meine liebe Amalie sehnten uns wieder auf das Land.

Ich machte mich los von allen Banden, die mich bisher an New-York geknüpft hatten, und zog in den ersten Tagen May's 1859 nach Stapleton, demselben auf Statenisland belegenen Orte, woselbst wir die ersten Monate unseres Aufenthalts in Amerika zugebracht hatten.

Mit doppelter Energie wurde die Vollendung der Weltgeschichte in Angriff genommen. Trotz der socialen Republik, dem Industrieverein und der freien deutschen Schule war das Hauptwerk meines Lebens, wenn auch lang-

sam, doch unaufhaltsam vorangeschritten. Jetzt galt es, noch einen kräftigen Ruck zu thun, und das Ganze war vollendet. Der Absatz des Werkes hatte entschieden zugenommen, seit ich das „Revolutionszeitalter," den letzten Band des gesammten Werkes begonnen hatte. Die Zahl der Abonnenten auf diese Abtheilung desselben überstieg 7000.

Seit dem Jahre 1845 hatten wir in kinderloser Ehe gelebt. Ich hatte den Mangel an Sprossen wenig beklagt. Ich betrachtete meine Schriften als Kinder. Doch meiner Amalie sehnlichster Wunsch war seit unserer Vereinigung gewesen, Mutter zu werden. Endlich im Juli 1859 wurde er erfüllt. Meine geliebte Gattin schenkte mir ein großes starkes Töchterlein, das aber schon nach sechs Wochen starb. Es war für die Mutter ein schwerer Schlag. Doch das Bewußtsein, Mutter gewesen zu sein, und eine verstärkte Hoffnung, wieder Mutter zu werden, tröstete sie. Es verging der Sommer und ein Theil des Herbstes, bevor sich Amalie wieder erholte. Die Pflege des Grabes des geliebten Kindes beschäftigte das Mutterherz. Mancherlei Pläne wurden besprochen. Immer näher rückte die Vollendung unseres Hauptwerkes. Am 4. Juni 1860 schrieb ich das Schlußwort desselben. Was sollte nun begonnen werden? Unser liebster Gedanke war — Rückkehr nach Europa. Wir nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Aufschwunge Italiens und hofften, daß auch unser geliebtes Deutschland endlich aus seinem Schlummer erwachen würde.

Im Laufe des Sommers 1860 beschäftigte die Präsidentenwahl alle Gemüther.

Abraham Lincoln, der Candidat der Männer der Freiheit, ging am 5. November aus der Wahl hervor.

Im Monat October 1860 waren wir wieder nach New-York gezogen. Kurz darauf beschenkte mich meine liebe Amalie mit einem zweiten Töchterlein.

Während des Winters von 1860 auf 1861 erhitzten sich die Gemüther mehr und mehr. Es wurde von Tage zu Tage augenscheinlicher, daß der Süden diese Gelegenheit ergreifen würde, den Versuch zu machen, sich vom Norden loszureißen.

Der neue Präsident nahm zwar Besitz von der Centralgewalt in Washington, allein die Anzeichen wurden immer drohender. Endlich erfolgte der Angriff der Südländer auf das Fort Sumter (12. April 1861). Am folgenden Tage mußte sich das Fort ergeben. Die Entrüstung, welche dieser Friedensbruch im Norden hervorrief, ist unbeschreiblich, die Deutschen New-York's theilten dieselbe. Es bildeten sich unzählige Freiwilligen-Regimenter, auch mehrere deutsche. Trotz meiner vorgerückten Jahre trat ich als Gemeiner in eines der letzteren ein, in das achte, dessen Bildung der mir schon von Deutschland her wohl bekannte und befreundete Oberst Louis Blenker unternommen hatte.

Als Mitglied dieses Regiments, als Gemeiner, Unterlieutenant, Oberlieutenant, Hauptmann machte ich den Feldzug mit. Namentlich war ich mit dabei, als die deutsche Brigade am Tage der Schlacht von Bull-Run (21. Juli 1861) stehen blieb bis am Morgen des folgenden Tages, als um sie her alle Regimenter in wilder Flucht von dannen eilten. Ich nahm Theil an allen Strapatzen und Gefahren, welche unser Regiment in den Jahren 1861 und 1862 bestand. Doch als dasselbe die Winterquartiere bezogen hatte und vorauszusehen war, daß es nicht mehr in den Kampf kommen würde, nahm ich Ende Novembers meine Entlassung. Ich wollte nicht unter einem Oberst dienen, gegen dessen Anstellung sich das ganze Officierscorps, unser Brigadier, Divisionär und Corps-Commandant ausgesprochen hatten.*) In der That kam unser Regiment auch nicht mehr in's Treffen, bevor am 23. April 1862 seine zweijährige Dienstzeit abgelaufen war.

Unverwundet und ohne Schaden an meiner Gesundheit trat ich aus dem Regimente (26. November 1862).

Doch bei meiner Rückkehr nach New-York hatte sich Alles verändert. Meine Amalie war nicht mehr. Am 18. Februar 1862 war sie gestorben, nachdem sie mir am 8. desselben Monats ein drittes Töchterlein geschenkt hatte. Ich war vom Lager aus an ihr Krankenbette gerufen worden. Ich kam zeitig genug an, ihr noch die Augen schließen, und sie zur Erde bestatten zu können. Von dem noch offenen Grabe hinweg mußte ich zurück zum Heere eilen. Denn wir erwarteten jeden Tag, gegen den Feind geführt zu werden.

Während ich im Felde stand, erhielt ich die Nachricht, daß für Baden eine allgemeine und unbedingte Amnestie erlassen worden sei. Sobald ich meinen Abschied erhalten hatte, war ich entschlossen, nach Deutschland zurückzukehren.

---

*) Das 8. Regiment New-Yorker Freiwilliger und Prinz Felix Salm-Salm, von Gustav Struve, ehemaligem Hauptmann in dem genannten Regimente.

I. Im Westen des Oceans.

§. 2. Die Licht- und Schatten-Seiten der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Wenn wir heutzutage von den Vereinigten Staaten Nordamerika's sprechen, müssen wir unterscheiden zwischen denjenigen, welche sich von der Union durch Wort und That losgesagt und einen Sonderbund geschlossen haben, und den der Union treu gebliebenen Staaten.

Den Bund mit dem Norden haben zerrissen die Staaten Südcarolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Texas, der größte Theil von Virginien, Arkansas, Nord-Carolina und ein Theil Tennessee's.

Dem Bunde treu blieben von den ursprünglichen dreizehn Staaten nur: Newhampshire, Massachusets, Rhodeisland, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland und ein Theil von Virginien, ferner von den später hinzugekommenen Staaten: Maine, Vermont, Kentucky, Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Wisconsin, Minnesota, Jowa, Missouri, Kansas, Kalifornien, Oregon und ein Theil von Tennessee. Hierzu kommen die Territorien Washington, Nevada, Utah, Colorado, Dakota, Neu-Mexiko mit Arizona und der District Columbia.

Die Vereinigten Staaten von heute sind demnach streng genommen die Union, weniger die im Aufstande begriffenen südlichen Sclavenstaaten. Zwar besteht im Augenblicke in mehreren der Union treugebliebenen Staaten oder Staatentheilen noch die Sclaverei, allein augenscheinlich als vorübergehender, unhaltbar gewordener Zustand. Vor Ablauf weniger Jahre wird dieselbe daraus verschwunden sein.

Bei dieser Begränzung der Vereinigten Staaten Nordamerika's fällt die trübste Schattenseite sofort hinweg: die Sclaverei, welche das ganze öffentliche Leben der Union verpestete und in neuester Zeit die Ursache des Bürgerkriegs zwischen Norden und Süden geworden ist.

Die Lichtseiten der so begränzten Vereinigten Staaten Nordamerika's

lassen sich zusammenfassen in dem einen Worte: Freiheit, und ihr muß jetzt nicht mehr als Schattenseite sofort nachhinken: Sclaverei. Denn diese hat so gut wie gänzlich aufgehört im wirklichen Gebiete der Union.

Die Schattenseiten der Vereinigten Staaten bestehen also jetzt nicht mehr in umfassender Weise in dem Gegentheile der Freiheit, der Sclaverei, sondern nur noch in dem Mißbrauche derselben, der auf dieser Erde untrennbar mit jedem Gute verbunden ist.

Die Grundlage jedweder anderen Freiheit, der Boden so zu sagen, auf welchem jede Freiheit wächst, ist die Freiheit der Niederlassung, der Verehlichung und der Gewerbe. Denn wenn der Mensch beschränkt ist in der Wahl seines Wohnorts und seines Erwerbszweiges, so sind ihm die Mittel der Existenz verkümmert, welche vorhanden sein müssen, bevor man nach irgend etwas höherem und besserem, nach Kunst und Wissenschaft, für Vaterland, Recht und Freiheit streben kann.

Diese Freiheit der Niederlassung und der Gewerbe, welche auf dem Festlande Europa's den Menschen so schrecklich verkümmert ist und folgeweise jeden großartigen Aufschwung unmöglich macht, besteht in den Vereinigten Staaten im ausgedehntesten Maaße und bildet die eigentliche Grundursache der außerordentlichen Zunahme der Bevölkerung und des Reichthums der Union und namentlich der freien nördlichen Staaten.

Im Jahre 1790 zählte die Union nicht voll vier Millionen Bewohner, im Jahre 1860 31½ Million. Der Norden hatte 1790 nicht voll zwei Millionen Einwohner. Im Jahre 1860 waren diese zu mehr als 19 Millionen angewachsen, während der Süden etwas über 12 Millionen zählte (darunter nahezu 4 Millionen Sklaven.)

Wenn in Europa irgend ein Geschäft in Abnahme kömmt, gehen gewöhnlich alle diejenigen zu Grunde, welche es treiben, oder sie wandern nach Amerika aus, um sich vor dem Ruine zu schützen. Denn es wird ihnen leichter, Hab und Gut zu verkaufen, über den atlantischen Ocean zu fahren und in Amerika ein neues Geschäft zu gründen, als im alten Europa von einem Dorfe zum andern zu ziehen und sich da bürgerlich niederzulassen.

Hunderttausende würden im alten Vaterlande geblieben sein, wenn sie dort eben so leicht, wie in Amerika, von einem Geschäfte zum andern, oder von einem Orte zum andern hätten übergehen können. Allein wer im alten Deutschland nicht bürgerlich angesessen, ist der polizeilichen Willkür schutzlos preisgegeben. Er wird den Umständen nach in seinen Heimathsort verwiesen, wo er sich nicht ernähren, seine Kinder nicht erziehen, diesen keine passende Unterkunft verschaffen kann. Die Erwerbung des Bürgerrechtes ist aber aller Orten mit so großem Aufwande von Zeit, Mühe und Kosten verbunden, daß nur wenige dieselbe durchsetzen können — außerhalb ihres Heimath-Ortes.

Das ist alles ganz anders in Amerika. Jeder läßt sich nieder, wo

es ihm beliebt, ohne deshalb irgend einem Menschen Rede zu stehen, fängt jedes beliebige Geschäft an, und hängt jeden Schild, der ihm nützen kann, aus. Ruht auf dem Geschäfte eine Abgabe, so kömmt früher oder später der Steuer-Einnehmer schon zu ihm. Der Anfang des Geschäftes wird aber durch kein vorhergehendes Gesuch, keine vorhergehende Erlaubniß bedingt.

Meines Erachtens verliert jedes andere Recht und jede andere Freiheit durch den Mangel der Gewerbe- und Niederlassungs-Freiheit den größern Theil seines Werthes, weil jeder Mensch im Augenblicke, da er sein Gewerbe oder seinen Wohnort verändern will, der Willkür der Behörden preisgegeben und daher schutzlos und rechtlos ist.

In dem jetzt so bewegten Leben kömmt aber die Nothwendigkeit eines Wechsels im Gewerbe oder im Wohnorte viel öfter vor, als in früheren Zeiten. Wer darin gehemmt ist, fühlt den Druck jetzt schwerer und öfter, als früher und entzieht sich demselben nur zu häufig durch die Auswanderung.

In neuerer Zeit hat man dieses theilweise eingesehen und Abhülfe versucht. Allein diese ist nirgends genügend ausgefallen, wie wir weiter unten*) sehen werden.

Die augenscheinliche Folge der in den Vereinigten Staaten herrschenden Freiheit der Gewerbe und der Niederlassung besteht in dem außerordentlichen Wohlstande, der sich daselbst in kurzer Zeit entwickelt hat.**) Man hat berechnet, daß das Kapital, welches jährlich in England 13, in Preußen 9, in Oesterreich 7, in Bayern 3 mal, — in den Vereinigten Staaten 17 mal umgetrieben wird. In demselben Maaße als das einem Menschen zu Gebote stehende Pfund häufig umgesetzt wird, gewinnt er.

Man glaube ja nicht, daß es der große Reichthum an unbebautem Lande ist, welcher die Einwanderer nach den Vereinigten Staaten zieht. Dieser Reichthum ist eben so groß in Rußland und in der Türkei, in Afrika und in den ehemals spanischen und portugiesischen Staaten Amerika's. Allein da dort die Ansiedler nicht denselben Schutz für ihre Niederlassung und ihre Gewerbe finden, da dort kein so reges Geschäftsleben ist, als in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, geht der Strom der Einwanderung immer sicher zu diesen.

Dieselbe Freiheit, unter deren Schutze die Niederlassung und die Gewerbe stehen, findet sich in allen übrigen Gebieten des Lebens. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika kann jeder Mensch nach seiner Façon seelig werden. Jeder kann es mit seiner Religion halten, wie er will. Er kann sich ehelich mit Heiden, Juden oder Christen verbinden, kann seine Kinder in dieser oder jener Religion, oder in gar keiner erziehen lassen, niemand kann ihm

---

*) §. 20.

**) S. namentlich §. 7.

deshalb eine Vorschrift machen oder irgend eine zwingende Gewalt gegen ihn ausüben.

Vor dem Gesetze sind alle Bürger gleich und jeder Einwanderer kann Bürger werden, falls er die vom Gesetze vorgeschriebenen Förmlichkeiten beobachtet. Dazu sind fünf Jahre Zeit erforderlich. Mittlerweile hat aber jeder Einwanderer, was Erwerb und Geschäft betrifft, ganz gleiche Rechte mit dem ältesten Bürger.

Nach vielen Kämpfen ist endlich auch das längst erwünschte sogenannte Heimstättegesetz durchgegangen. Demselben zufolge kann jeder Einwanderer, wenn er die Erklärung, Bürger werden zu wollen, abgegeben hat, 160 Morgen Landes gegen die geringe Abgabe von 10 Dollar und einen Kaufpreis von ein Dollar 25 Cent*) für den Morgen erhalten und eigenthümlich erwerben, falls er dieselben mit einem Hause versieht und theilweise wenigstens anbaut. Allein brauchbare Staatsländereien gibt es nur noch im fernen Westen. Die Kosten der Reise dahin sind nicht unbedeutend. Das Leben eines Ansiedlers daselbst ist sehr hart. Nur wenn sich eine Anzahl Familien zusammenfinden, um sich fern von menschlichen Ansiedelungen niederzulassen, ist Aussicht auf Erfolg gegeben, und auch dann nur bei Menschen, welchen eine ungewöhnliche Fülle der Gesundheit und Arbeitskraft zu Gebote steht.

Eine Folge der allgemeinen Freiheit in den Vereinigten Staaten ist die Leichtigkeit des Erwerbes. Nirgends in der Welt hat der arbeitsame und kräftige Mensch bessere Aussicht, sich in kurzer Zeit Vermögen zu erwerben. Allein hat er Schätze erworben, was dann?

Kunst und Wissenschaft, ein höherer, durch feine Bildung gewürzter geselliger Verkehr, mit einem Worte, ein edlerer Lebensgenuß — dieses sind Zwecke, welche in den Vereinigten Staaten gewiß weit schwerer zu erreichen sind, als im alten Vaterland.

Wer darauf hält, seinen Kindern eine gründliche, wissenschaftliche Bildung zu verschaffen, sie für etwas Höheres als Geld und Geldes Werth empfänglich zu machen, der wähle nicht Amerika zu seinem Aufenthaltsorte!

Der Amerikaner dient sechs Tage lang dem Mammon und am siebenten Gott, d. h. in Wirklichkeit dem Pfaffenthum. Sechs Tage müht er sich ab und am siebenten langweilt er sich aus Rücksicht für die herrschende Sitte, den Sonntag, den man in Amerika, wie in England, Sabbath nennt, streng zu beobachten, oder wie man sich ausdrückt, heilig zu halten.

Die Religionsfreiheit ist zwar gesetzlich unbeschränkt. Allein die Auffassung des Sabbaths im alt-testamentlichen Sinne ist so allgemein, daß sie mit derselben Kraft, wie ein Gesetz wirkt.

---

*) Ein Dollar ist = 2 fl. 24 kr., der Cent = 1½ Kreuzer, ein Dollar 25 Cent also = 3 fl. 1½ kr.

Derselbe Eifer, der sich im Laufe der Woche im Gelderwerbe kund thut, zeigt sich am Sonntage in der sogenannten Gottesverehrung und in dem Abscheu vor jedem wenn auch noch so harmlosen geselligen Vergnügen.

An Sonntagen und Werktagen tritt dem Einwanderer der Uebermuth des nativistischen Amerikaners verletzend entgegen. An Wahltagen wird der Deutsche „deutscher Bruder" german brother genannt. Ist die Wahl vorbei, so heißt er wieder Dutchman. Wenn der Amerikaner um die Stimme des Deutschen buhlt, so schmeichelt er seinem Adoptivbruder. Ist die Abstimmung vorüber, so trägt er seine Nase wieder so hoch, als zuvor, und tritt seinem Nachbar wieder auf die Füße bei jeder Gelegenheit.

So verhielten sich die Angelegenheiten der Vereinigten Staaten Nordamerika's zur Zeit des tiefen Friedens. Seitdem haben sie sich aber sehr verschlimmert. Ein Heer von 700,000 Mann steht im Felde und hat erst nach zweijährigen blutigen Kämpfen entscheidende Siege zu erringen vermocht. Um das Heer vollzählig zu erhalten, ist ein neues Gesetz vom Congresse gegeben worden, welches jeden waffenfähigen Mann zwischen 20 und 45 Jahren dem Präsidenten zur Verfügung stellt. Diesem Gesetze ist nicht blos der Bürger, sondern auch jeder Nichtbürger, der seine Absicht, Bürger werden zu wollen, erklärt hat, verfallen. In Gemäßheit dieses Gesetzes werden zu dieser Stunde 300,000 Mann ausgehoben.

Eine Schuldenlast von 2000 Millionen Dollar ist in der Zeit von zwei Jahren erwachsen, welche durchschnittlich mit sechs Procent verzinst wird und welche voraussichtlich mit jedem Tage um mehr, als zwei Millionen Dollar zunimmt. Das Papiergeld der Union stand zwar im Anfange dieses Jahres iemlich schlecht, d. h. es war ein Dollar und 78 Cent also ungefähr $1^3/_4$ Dollar erforderlich, um einen Metalldollar zu kaufen. Allein seit dieser Zeit ist das Papier bedeutend gestiegen. Nach den letzten Nachrichten stand Metallgeld zu 1. 30.

Voraussichtlich wird sich in Folge des Krieges die ganze Einrichtung des Staats wesentlich verändern. Ein ansehnliches Heer und eine bedeutende Seemacht werden gehalten werden müssen, um auf alle Fälle gefaßt zu sein. Der große Vorzug, den die Vereinigten Staaten bisher hatten, wohlfeil regiert zu werden, hat jetzt schon aufgehört, und kann nicht wiederkehren. Vor dem Ende des Kriegs wird die Staatsschuld der Vereinigten Staaten die Höhe derjenigen Englands nahezu erreicht haben, und die Kosten ihrer Land- und Seemacht werden hinter denjenigen der Heere und Flotten keines europäischen Staates zurückstehen.

Während der schönsten Zeiten des Friedens habe ich jeden Europäer beklagt, den der Drang der Verhältnisse über den Ocean trieb. Allein jetzt findet er daselbst lange nicht mehr, was er früher mit Sicherheit erwarten konnte: Frieden, Ruhe und Freiheit von der Conscription.

Nach wie vor haben übrigens die Vereinigten Staaten Freiheit der Niederlassung und der Gewerbe. Wer das Geld über Alles schätzt, wer als Fremder in Amerika wohnen will, und sich dabei beruhigt, falls er erwirbt, soviel er braucht, um zu leben und noch etwas mehr, der mag nur über den Ocean reisen. Er wird seine Rechnung finden. Seine Kinder werden zwar schwerlich deutsch lesen und schreiben lernen, die gewohnten Genüsse des alten Vaterlandes wird er entbehren müssen. Aber zum Lohne für alles dieses wird er mehr verdienen können, als in der alten Welt. Er wird zu Wohlstand, vielleicht zu Reichthum gelangen.

Jahr aus, Jahr ein gehen dem deutschen Vaterlande Millionen an Gelde und viele zehntausende an rüstigen Menschen verloren, welche erhalten werden könnten, falls die deutschen Regierungen sich nur auf die Höhe der Freiheit der Niederlassung und der Gewerbe hinanschwingen könnten. Man spricht von Uebervölkerung und doch hat der Arbeitslohn in Deutschland im Laufe der letzten fünfzehn Jahre immer zugenommen. Man gibt sich den Anschein, als mache man sich nichts daraus, wenn Hunderttausende unserer fleißigsten Arbeiter auswandern! Es ist traurig, daß die Grundsätze einer richtigen National-Oeconomie noch so wenig Geltung im praktischen Leben Europa's haben. Der erste und wichtigste derselben ist: Freiheit der Niederlassung, der Verehelichung und der Gewerbe. Solange die Vereinigten Staaten diesen vor Europa voraus haben, werden jedes Jahr Hunderttausende über den Ocean ziehen, um sich derselben zu erfreuen, weil sie zu Hause keine Stätte für ihr Haupt und kein Gewerbe für ihre Nahrung finden können.

Die Frage: Monarchie oder Republik? ist allerdings von hoher Bedeutung, allein bei weitem nicht so wichtig, als die Frage: Freiheit der Niederlassung und der Gewerbe oder Unfreiheit in beiden Beziehungen?

Allerdings spricht man jetzt in Deutschland viel von Niederlassungs- und Gewerbefreiheit, auch haben mehrere Staaten, namentlich Oesterreich und neuerdings auch Baden dem Namen nach Gewerbefreiheit gegeben. Allein diese ist von so zahlreichen und bedeutungsvollen Ausnahmen umhegt, daß man in Amerika sie Gewerbebeschränkung nennen würde. Nirgends ist das wichtigste aller Gewerbe, die Presse, frei. Aller Orten in Deutschland ist sie beschränkt, entweder durch das System der Concession, der Caution, der Verwarnungen, oder irgend ein anderes, welches der Censur sehr nahe kömmt. Der Erwerb des Bürgerrechts ist bedingt durch bedeutenbe Zahlungen, welche zu leisten sind und durch den guten Willen der Gemeinde- und Staatsbehörden und die Niederlassungsfreiheit durch Heiraths-Erlaubniß und den Einkauf der Braut.

Solcher Spott wird in Deutschland mit der Freibeit der Gewerbe und der Niederlassung grtrieben!

§. 3. Oeffentliches Leben. *)

Der Bürgerkrieg, welcher seit drittehalb Jahren im Schooße der Union wüthet, hat alle Verhältnisse und Beziehungen des öffentlichen und des Privatlebens auf's Tiefste erschüttert.

Nahezu drei Millionen der kräftigsten Männer sind aus ihrem Geschäfts- und Privat-Leben, aus ihrer Heimath und folgeweise auch aus dem Kreise ihres Wirkens für den Staat herausgerissen und in den Krieg geführt worden. Wohl eine Million Männer ist auf beiden Seiten kampfunfähig gemacht worden. Der Staat Pennsylvanien zählte schon vor zwei Monaten allein 38,000 Leichen, welche der Krieg ihm gegeben: und er ist nicht der volkreichste der 35 Staaten, welche im Jahre 1862 bestanden. Größer, als die Zahl der Todten ist aber immer die Zahl derjenigen, welche im Kriege, sei es durch Wunden, Strapatzen oder Krankheit kampfunfähig wurden.

Im Süden hat in Folge des Krieges das öffentliche Leben, wenigstens in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, fast gänzlich aufgehört. Die Kriegführung verschlingt die ganze Kraft der Staaten, welche im Kampfe mit dem Norden begriffen sind. Jefferson-Davis befiehlt mit nicht geringerer Unumschränktheit als Napoleon III. in Frankreich oder Nicolaus seiner Zeit in Rußland. Das öffentliche Leben, welches im Süden geblieben ist, beschränkt sich fast ausschließlich auf die Herbeischaffung der für den Krieg erforderlichen Kräfte an Menschen und Thieren, an Waffen und Munition, an Nahrungsmitteln und Kleidung, an Mitteln zur Pflege der Kranken und Verwundeten und zur Bestattung der Todten.

Zwischen Nord und Süd in der Mitte stehen jene Staaten, welche zwar Sklaven halten, allein theils aus freiem Willen, theils durch die Macht des Nordens gezwungen, an dem Kriege nicht auf Seiten der Südstaaten Antheil genommen haben, oder wenigstens nur theilweise.

Staaten dieser Art sind: Delaware, Maryland, Missouri, Kentucky und Tennessee. Virginien, Mississippi und Louisiana haben zwar in überwiegender Majorität die Partei des Südens ergriffen. Allein bedeutende Strecken ihrer Gebiete sind von den Bundestruppen besetzt. Ein reges öffentliches Leben in dem Sinne, wie es dort in früheren Jahren bestand, ist unter solchen Verhältnissen in diesen Mittelstaaten auch unstatthaft. Die friedliche Bewegung der Geister dreht sich da, wo sie möglich ist, wesentlich um die Frage der Abschaffung der Sklaverei. Die dortigen Sklavenhalter haben, durch bittere Erfahrungen belehrt, einsehen müssen, daß die Sklaverei in Folge der durch den Bürgerkrieg eingetretenen Veränderungen finanziell genommen ein

*) Vergl. Gustav Struve. Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstands. Zu haben Coburg F. Streit's Verlagsbuchhandlung..

sehr schlechtes Geschäft ist. Ueberdies fürchten sie nichts mehr, als die Rückkehr der Herrschaft der wüthenden Secessionisten, d. h. Feinde des Nordens und Theilnehmer an dem Kriege des Südens gegen denselben. Denn in deren Augen ist jeder Bewohner eines Sklavenstaats, der an dem Kriege nicht auf der Seite des Südens Theil nahm, ein Verräther, welcher, wenn nicht sein Leben, doch Hab und Gut verwirkt hat.

Auch auf den Norden übte natürlich der Bürgerkrieg einen bedeutungsvollen Einfluß. Allein er absorbirte doch keineswegs das ganze öffentliche Leben. Die alten Partei-Unterschiede bestehen noch fort. Die sogenannten Demokraten bekunden ihre dem Süden freundlichen Gesinnungen theils dadurch, daß sie darauf dringen, Frieden zu schließen, theils dadurch, daß sie um keinen Preis den Süden loslassen wollen. Die sog. Republikaner zeigen ihren Widerwillen gegen die Sklaverei theils dadurch, daß sie eine energische Fortsetzung des Krieges begehren, theils dadurch, daß sie erklären: „Laßt den Süden los Wir werden ohne ihn stärker und geachteter sein."

Zwar kamen im Norden einzelne Fälle vor, daß wüthende Gegner der Administration, so namentlich der ehemalige Senator Vallandigham vor ein Kriegsgericht gestellt und von diesem über die Grenze des von den Vereinstruppen besetzten Gebiets gebracht wurden. Allein diese Fälle waren so selten, und die feindselige Gesinnung der Betroffenen war so allgemein bekannt, daß dadurch das Freiheits- und Rechtsgefühl des Nordens nicht wesentlich berührt, und die Presse sowohl als die Rednerbühne dadurch nicht im geringsten eingeschüchtert wurde.

Der Krieg hat das öffentliche Leben des Nordens nur insofern wesentlich influencirt, als jetzt der Kampf und dessen Erfordernisse dessen hauptsächlichen Inhalt bilden, während früherhin die Geschäfte des Friedens die Angel waren, um welche es sich drehte.

Die Frische und die Thatkraft des öffentlichen Lebens hat daher durch den Krieg im Norden nicht gelitten. Allerdings wird viel geklagt über die in der Kriegsverwaltung herrschende Corruption. Allein wo die Millionen zu Tausenden verausgabt und die Menschenleben zu Hunderttausenden geopfert werden, da kommt auf einige Millionen so viel nicht an. Jedenfalls ist in den Vereinigten Staaten die öffentliche Meinung noch nicht eingeschüchtert. Man wagt dort noch, die Fehler, von welchen man Kenntniß erhält, öffentlich zu rügen, während man im alten Europa die schändlichsten Verbrechen, welche die Machthaber begehen, nicht zu besprechen wagt, und sich duckt, wenn der Hochverrath durch Unterdrückung der Presse vor jedem Angriff sicher gestellt werden soll. Dadurch ist es erklärlich, daß die jedenfalls im Verhältniß nicht geringere Corruption in Europa weniger zur Sprache kommt, als in Amerika.

In keinem Staate der Welt, selbst England nicht ausgenommen, ist die

Presse so frei, als in dem Norden der Vereinigten Staaten. Keine Censur, keine Abgaben von Erheblichkeit und auch keine zu harten Strafgesetze hemmen dort die Mittheilung der Gedanken. Die Zahl der Blätter ist auch in der That unermeßlich. Fast jedes kleine Städtchen hat sein Localblatt und in jedem Orte von einigen Tausend Einwohnern bestehen deren mehrere neben einander. Nirgends erhält das Publikum für zwei oder drei Cents eine solche Mässe von Lesestoff, als in dem Norden Amerika's.

§. 4. Privatleben.

Nach einem fast ununterbrochenen Frieden von achtundsiebenzig Jahren (1783—1861) schwingt der Gott des Krieges jetzt seit drittehalb Jahren seine Geißel über die Vereinigten Staaten in einer Weise, wie er es wohl seit der Völkerwanderung noch über keinem Lande der Erde gethan hat. Der Süden hat alle waffenfähige Mannschaft zwischen 18 und 45 Jahren aufgeboten und außer diesen durch Zwang ausgehobenen Leuten haben sich viele außerhalb der Grenzen dieser Jahre stehende Männer freiwillig einreihen lassen. Die Aushebung wird mit solcher Schärfe gehandhabt, daß Jefferson-Davis officiell schon vor drei Monaten mittheilen konnte, daß 1,300,000 Mann seit dem Beginn des Krieges in das Heer eingereiht worden seien. Selbst die Mannschaft der von den Unionstruppen besetzten Bezirke bleibt nicht nur im südlichen Heere, sondern eilt auch nicht selten zu demselben von weiter Entfernung aus.

Mehr als die Hälfte dieser Zahl ist längst aus dem Heere geschieden. Wenige sind nach zurückgelegter Dienstzeit gesund heimgekehrt. Wohl eine halbe Million wurde dienstunfähig, und eine zweite blieb auf den Schlachtfeldern und in den Spitälern.

Die ganze männliche Jugend ist dem Privatleben in den rebellischen Staaten entrissen worden. Nur Greise, Kinder und Frauen sind in der Heimath zurückgeblieben. Wie oft wurde diese durch die Brandfackel und das Schwert des Krieges heimgesucht!

Fast eben so sehr als die sog. Golf-Staaten, d. h. die Staaten, welche an den Golf von Mexiko gränzen, haben die sog. Mittelstaaten gelitten. Haben jene mehr Leute zum Kriege stellen müssen, so bildeten diese in erhöhtem Maaße das Kriegstheater. Virginien, Kentucky, Tennessee, Missouri haben furchtbar die Geißel des Krieges empfunden.

Selbst im Norden, in welchen doch nur vorübergehend der Krieg eingedrungen ist, hat sich schon die äußere Erscheinung des Lebens wesentlich verändert. In den Straßen der Städte sieht man jetzt verwundete und verstümmelte Krieger, und trauernde Frauen in Massen. In der Nähe der Läden, welche mit metallenen Särgen handeln, rollen nach Schlacht-Tagen die Wagen,

in welchen Wittwen, Geschwister und Kinder herbeieilen, Tag und Nacht, um in diesen Behältern aufzuheben, was von ihren Geliebten übrig geblieben ist.

Allein wer in New-York, Boston, Philadelphia oder einer anderen der großen Städte des Nordens Theater und Concerte besucht, hat Mühe zu glauben, daß das Land von einem furchtbaren Kriege heimgesucht ist. Die Häuser sind gedrängt voll. Die Toiletten sind reich. Ich habe sie weder in Paris noch in London in so großer Zahl und so durchgängig gewählt und schön gefunden.

Doch am heimischen Heerde wird manche Thräne im Stillen geweint, mancher Seufzer ausgestoßen. Wenige Familien sind verschont geblieben. Die Opfer des Nordens waren schwerlich geringer, als diejenigen des Südens.

Die Männer sind seltener geworden. Das Privatleben hat mehr durch den Krieg gelitten, als das öffentliche Leben. Wieviele Wittwen und Waisen hat der Krieg geschaffen! Wieviele liebeswarme Schwüre hat er gelöst! Wie viele Paradiese hat er zerstört!

Das Familienleben der Amerikaner besitzt vielleicht nicht die Innigkeit des deutschen. Allein durchschnittlich nimmt die Frau eine würdigere Stellung in demselben ein, als in Deutschland. In Amerika wird man nicht sehen, daß die Frau des Arbeiters mit schwerer Last auf dem Kopfe oder Rücken einherkeucht, während der Mann nur Stock oder höchstens einen Ranzen trägt. In Amerika ist die Frau des Arbeiters auch fleißig. Allein sie thut keine Arbeit, die über ihre Kräfte geht. Sie trägt keine schweren Lasten, sie mäht nicht und spaltet nicht Holz. Sie bestellt den Garten, doch nicht den Acker. Sie besorgt die Kühe, das Federvieh, die Wäsche und den Haushalt, allein sie gräbt nicht, sie schleppt nicht und krümmt sich nicht. Der Mann hält es nicht für Schande, der Gattin das Kind abzunehmen, das ihr zu schwer wird und überhaupt Alles zu thun, was größere Körperkraft voraussetzt.

Die größere Freiheit, welche das öffentliche Leben der Amerikaner beseelt, verleiht auch ihrem Familienleben einen frischern Character. Der Amerikaner verehelicht sich gewöhnlich in jungen Jahren. Er bedarf dazu keiner Erlaubniß von Staat oder Gemeinde, und selbst die Eltern können es ihm nicht wehren, falls er volljährig ist. Er braucht sich nicht von der Kanzel herab ausrufen zu lassen. Er hat die Wahl, ob er sich vom Geistlichen, oder von dem bürgerlichen Beamten trauen lassen will.

Ein Paar, das sich zu verbinden wünscht, kann in einer Stunde zum Ziele seiner Wünsche gelangen.

Der Mann, welcher sich niederlassen will, stößt nirgends auf Hindernisse. Er fängt jedes beliebige Geschäft an, geht von einem Geschäfte zum andern über, wann und wo er will, und findet daher fast im-

mer Arbeit, falls er nicht von dem in Europa so häufigen Gedanken ausgeht, er könne nur das Geschäft treiben, das er in seiner Jugend gelernt hat.

In den Vereinigten Staaten zahlt kein Lehrjunge ein theures Lehrgeld. Im Gegentheile erhält er immer schon mit 13 und 14 Jahren einen Wochenlohn von 2—3 Dollars (4 fl. 48 kr. bis 7 fl. 12 kr.), der von Jahr zu Jahr mit seiner Leistungsfähigkeit steigt.

Durchgängig werden die Kinder milde behandelt. Allerdings sind sie oft sehr wild. Allein es ist dieses besser, als wenn ihre Kraft, wie so oft in Deutschland geschieht, durch harte Behandlung gebrochen wird.

Alles dieses bezieht sich übrigens wesentlich nur auf den Norden oder doch auf diejenigen Familien des Südens, welche keine Sklaven halten. Wo dagegen der dienende Mensch wie ein Thier betrachtet und behandelt wird, da ändert sich das Familienleben durch und durch, wie wir in dem Paragraphen lesen werden, welcher die Sklavenfrage bespricht.

§. 4. Religiöse Zustände.

Ein großer Theil der ersten Colonisten, welche sich in dem Gebiete der jetzigen Vereinigten Staaten Nordamerika's niederließen, wurde durch religiöse Verfolgungen aus Europa vertrieben. Die natürliche Folge davon war, daß die Religion und deren Diener bei denselben in der neuen Welt eine bedeutende Rolle spielten. Die Nachkommen wurden in dem Geiste der Vorfahren erzogen. Spätere Ansiedler nahmen mehr oder weniger den Ton an, den sie in der neuen Welt fest begründet vorfanden. So pflanzte sich von Jahrhundert zu Jahrhundert eine gewisse Religiosität fort, welche übrigens bei den veränderten Verhältnissen Amerika's bald mehr Sache der Gewohnheit und der Mode, als des Gemüthes wurde. Es gehörte zum guten Tone, daß man regelmäßig die Kirche besuchte.

Löhr *) beginnt seinen, dem amerikanischen Kirchenwesen gewidmeten Abschnitt mit den Worten:

> „Amerika ist das Land der Secten, das Land, wo die Religion auf allen Gassen schreit, aus jedem Winkel schaut, wo sie unaufhörlich die stärksten Thaten hervorbringt, und, glaube ich, nirgends weniger wahrhaft beseeligt."

Nirgends in der Welt ist die Verbindung zwischen Interesse und Religion, welche aller Orten besteht, so augenfällig, als in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Was anders, als das Interesse kann die Ursache davon sein, daß mit wenigen Ausnahmen alle Gläubigen und insbesondere auch alle Geistlichen der sklavenhaltenden Staaten für die Sklaverei, alle Gläubi-

---

*) Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Cincinnati 1847.

gen, einschließlich der Geistlichen der nördlichen, von der Sklaverei befreiten Staaten gegen die Sklaverei eifern und wirken? Sieht das nicht aus, als wenn diese Gläubigen und insbesondere auch diese Geistlichen den Mantel nach dem Winde hingen, als ob die Religion sehr wenig und das Interesse sehr großen Einfluß auf ihre Gemüthswelt, auf ihr Thun und Treiben übe?

In der langen Friedenszeit, welche zwischen dem Ende des Unabhängigkeitskrieges und dem Anfange des Krieges unserer Tage in der Mitte liegt, hatten die sog. „Diener des Herrn“ gute Tage.

Alle religiösen Schwärmer, Betrüger und Sectenstifter fanden den üppigsten Boden, so namentlich Joseph Smith, der Stifter der Mormonen und Miller, der Gründer der Auferstehungsleute; Quäker, Herrenhuter, Methodisten, Baptisten, Katholiken und Protestanten vermehrten sich hier in überraschender Weise.

Die Lager-Versammlungen bilden die Glanzpuncte im kirchlichen Leben der Methodisten, die Taufen, wenn man Untertauchungen noch so nennen kann, die Spektakelstücke der Baptisten; der jüngste Tag ist das große Ziel der Auferstehungsleute, die Vielweiberei das bezeichnende Merkmal der Mormonen und der unmittelbare Verkehr mit der Geisterwelt ist das Schlachtroß der sogenannten Spiritualisten.

Mitten im Schooße der freien Staaten Nordamerika's, mitten im Lande des vorwaltenden Protestantismus schießen die Klöster wie Pilze aus der Erde. Die Jesuiten machen da treffliche Geschäfte. Der „Schlappschuh der heiligen Magdalena und die Milch der Jungfrau Maria,“ welche der aus Rom zurückkehrende Bischof von Chicago seiner Gemeinde mitbrachte, fanden in deren Schooße willige Verehrer.

Der Glaube brachte als Frucht den Geistlichen reiche Gaben. Denn diese Herren waren aller Orten zwar, den Worten nach, Anhänger des Jenseits, den Thaten nach aber, eifrige Freunde des diesseitigen Mammons.

Der furchtbare Krieg unserer Tage hat übrigens die friedlichen Arbeiten im Weinberge des Herrn sehr gestört. Die Lagerversammlungen der Gläubigen verloren beim Vergleiche mit denjenigen der Krieger; die Wassertaufen der Baptisten boten weniger Interesse, als die Bluttaufen im Kampfe zwischen Nord und Süd. Der jüngste Tag, welchen so viele Hunderttausende auf den Feldern der Schlacht fanden, erregte bewegtere Gefühle, als derjenige, welchen die Auferstehungsleute zur Zeit noch immer vergeblich erwarteten. Mit einem Worte, die Geistlichen verloren und die Krieger gewannen an Bedeutung und Ansehn.

Der religiöse Hokus-Pokus, welcher für Tausende die einzige Abwechselung zwischen Sonn- und Werktag war, mußte zurücktreten im Verhältniß zu den blutigen Katastrophen des Bürgerkriegs. Die eingebildeten Schrecknisse

der Hölle verloren ihren Zauber neben den wirklichen eines Kampfes, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat.

Die sog. Religiosität wächst aller Orten, besonders aber in Nordamerika am besten auf dem Boden der Langweile. Sie konnte nicht mehr, wie sonst gedeihen inmitten eines Kampfes, der jeden Tag neue Erscheinungen von wirklichem, nicht blos eingebildetem Blut und Eisen zu Tage brachte.

Zwar wurde anfangs jedem in's Feld rückenden Regimente ein mit dem Gehalte eines Hauptmanns der Cavallerie ausgestatteter Kaplan mitgegeben. Allein man überzeugte sich bald, daß bei einem Heere von mehr als tausend Regimentern diese Beigabe sehr kostspielig sei und nicht einen entsprechenden Nutzen gewähre. Die zahlreichen Tractätchen, mit welchen die Heere überschwemmt wurden, dienten mehr zu körperlichen, als geistigen Zwecken.

Die Heuchelei findet kein günstiges Feld inmitten so furchtbarer Wirklichkeiten, wie der Krieg sie bietet. Wer dem Soldaten in gesunden Tagen körperliche Nahrung und Kleidung, in kranken Tagen Pflege brachte, war willkommen und geehrt. Ich habe von nur sehr wenigen Geistlichen gehört, welche sich im Felde die Achtung ihrer Regimenter erwarben. Die meisten wurden als Drohnen betrachtet. Das religiöse Gefühl der Soldaten konnte durch sie nicht gestärkt und gehoben werden.

§. 6. Einwanderung.

Schwer trennt sich das Herz vom Vaterland. Der Druck, die Hülflosigkeit, Jammer und Noth müssen unerträglich geworden sein, bevor sich ein fühlender und denkender Mensch entschließt, Alles, was ihm bisher am theuersten war auf dieser Erde, einzutauschen gegen eine ungewisse Zukunft in einem andern Welttheile, unter Menschen, die eine fremde Sprache reden und in mannigfaltiger Beziehung von seinen Sitten und Lebensgewohnheiten abweichen.

Die sieben Millionen Deutsche, welche sich allein in den Vereinigten Staaten Nordamerika's befinden, sind eben so viele lebende Zeugen des auf dem Vaterlande ruhenden Regierungsdruckes. Denn alle diese sieben Millionen hätten der deutschen Heimath erhalten werden können, wenn sie dieselbe oder auch nur eine ähnliche Freiheit gehabt hätten, welche die Vereinigten Staaten Nordamerika's ihnen gewähren.

Im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert waren es religiöse Verfolgungen, welche Tausende über den Ocean trieben. Doch bildeten diese nur kleine Häuflein im Vergleiche mit den Millionen, welche der politische Druck des neunzehnten Jahrhunderts dem fernen Westen zutrieb.

Die Auswanderung war immer in derjenigen Zeit am größten, in welcher der Druck der Regierungen der alten Welt am herbsten.

Gerade so wie sich die Auswanderung der Deutschen im Jahre 1684 und 1685, in den Jahren 1710, 1732, 1740 u. s. w. auf bestimmte, klar nachweisbare Maaßregeln religiöser Unduldsamkeit zurückführen läßt, so lassen sich die Auswanderungen der Jahre 1848—1852 auf bestimmte, klar nachweisbare Maaßregeln politischer Unduldsamkeit zurückführen, und gerade wie im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert diejenigen deutschen Landschaften, welche den schwersten religiösen Druck auszuhalten hatten, das größte Contingent der Auswanderer lieferten, so war es der Fall im neunzehnten Jahrhunderte mit denjenigen Landestheilen, welche die schwersten politischen Verfolgungen zu erleiden hatten.

In den Jahren 1848 bis 1863 trieb z. B. die Reaction in Baden nicht weniger als eine halbe Million Badener zum Lande hinaus, ganz natürlich, denn in keinem Lande *) wurden verhältnißmäßig so viele Opfer am Altare der Reaction geschlachtet, nirgends wurden so viele politische Prozesse anhängig gemacht und so lange Zeit mit satanischer Folgerichtigkeit fortgesetzt.

Flache Aristokraten und Büreaukraten freuen sich vielleicht darüber, diese „unruhigen Köpfe" losgeworden zu sein. Allein eine solche Freude beweist nur die Verblendung, in welcher diese Feinde der Nation und der Menschheit befangen sind. Denn wer sich über einen so schweren Verlust freut, der steht gewiß nicht auf einem richtigen Standpunkt.

Die Geschichte hat festgestellt, daß diese sieben Millionen Deutsche in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, wozu reichlich noch drei Millionen in allen übrigen Theilen der Erde gerechnet werden können, also daß die aus Deutschland verdrängten zehn Millionen keineswegs unruhige Köpfe, sondern arbeitsame, gesetzesliebende, rechtschaffene Menschen, in ihrer überwiegenden Mehrzahl waren. Nirgends haben sie sich als Störefriede, als Unruhstifter oder als unverbesserliche Feinde der bestehenden Ordnung erwiesen — eben so wenig die politisch Verfolgten des neunzehnten, als die religiös Verfolgten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Die Millionen, welche der Druck ihrer heimischen Regierungen zum Vaterlande hinausdrängte, nahmen hunderte von Millionen Gulden mit sich fort. Die Annahme von 200 fl. auf den Kopf ist ein geringer Durchschnitt. Durch ihren Fleiß haben sie sich im Auslande ein weit größeres Vermögen erworben, welches auf wenigstens zehntausend Millionen Gulden veranschlagt werden kann.

Alle diese Schätze an Menschenkraft und Kapital hätte sich Deutschland erhalten können, wenn es eine erleuchtete Regierung gehabt hätte. Die Fehler einer fernen Vergangenheit sieht man gewöhnlich ein. Man gibt jetzt zu, daß

---

*) S. §. 15.

die Verfolgungen, des religiösen Glaubens wegen, zu tadeln seien. Allein die Fehler der Gegenwart nennt der flache Mensch gesunde Politik oder unabweisbare Nothwendigkeit. Die politische Unduldsamkeit findet er ganz in der Ordnung.

Die Zeiten Philipp's II. von Spanien liegen den Staaten Europa's nicht so fern, als Manche glauben. Sie haben nur ein politisches Gewand über das religiöse angelegt.

Es kann mit voller Sicherheit angenommen werden, daß, wenn Deutschland ähnliche Institutionen, wie die Vereinigten Staaten Nordamerika's, gehabt hätte, es jetzt um zehn Millionen Einwohner und um zehntausend Millionen Gulden Kapital reicher sein würde.

Was die Vereinigten Staaten Nordamerika's durch ihre Freiheit der Niederlassung und der Gewerbe, Freiheit von Polizei- und Abgaben-Druck u. s. w. (die republikanische Staatsform ganz außer Acht gelassen) anzogen, stieß Deutschland durch das Gegentheil ab.

Die nördlichen, die freien Staaten der Union zählten im Jahre 1790 nicht voll zwei Millionen Einwohner. Diese wuchsen im Laufe von siebenzig Jahren, d. h. bis zum Jahre 1860 auf mehr als 19 Millionen an. Im gewöhnlichen Gange der Entwickelung, d. h. durch Fortpflanzung, abgesehen von der Einwanderung, hätten sich jene zwei Millionen des Jahres 1790 höchstens auf fünf Millionen vermehren können. Die übrigen 14 Millionen sind auf Rechnung der Einwanderung und der natürlichen Fortpflanzung der Eingewanderten zu setzen.

Der Süden der Union, welcher die Sklaverei in seinem Schooße hegt, hat sich um dieser Geisel willen nicht so rasch vermehrt, als der Norden, welcher aus der freien Arbeit seine Kraft zieht.

Im Jahre 1790 war die Bevölkerung des Südens derjenigen des Nordens fast ganz gleich. Die zwei Millionen des Südens haben sich aber bis zum Jahre 1860 nur auf etwas über zwölf Millionen vermehrt, und darunter befinden sich vier Millionen Sklaven. Die weiße Bevölkerung hat sich also dort nur vervierfacht, während sie sich im Norden neun und ein halb mal vermehrt hat. Auch der Süden verdankt übrigens mehr als die Hälfte seiner Bevölkerungszunahme der Einwanderung.

Wenn die deutschen, oder allgemeiner gesprochen die europäischen Regierungen ihr Verfahren nicht ändern, so wird die Auswanderung von der alten monarchischen nach der neuen republikanischen Welt bald das Machtverhältniß beider Erdtheile vollkommen verändert, nämlich Europa schwach, Amerika stark gemacht haben. Falls die Progression, in welcher die Vereinigten Staaten Nordamerika's, zumal die nördlichen, freien Staaten, bisher an Bevölkerung zunahmen, fortdauert, so werden die 19 Millionen des Jahres 1860 vor Ende dieses Jahrhunderts auf 100 Millionen, oder die gesammte Bevölkerung

der Union von $31^1/_2$ Millionen auf mehr als 125 Millionen angewachsen sein. Bei einem solchen Machtverhältniß wird der Einfluß der amerikanischen Republiken sich auch in Europa geltend machen.

Die Deutschen, welche auswandern, nehmen zum größten Theile ein bitteres Gefühl gegen die Regierung mit sich, welche sie aus der Heimath trieb. Es ist dieses selten sehr heftig, vielmehr ist es mehr mit Wehmuth, als mit Zorn vermischt. Allein die Millionen Irländer, welche den Ocean durchschiffen, um im Westen desselben ein neues Vaterland zu finden, sind fast ohne Ausnahme von dem leidenschaftlichsten Hasse gegen die englische Regierung erfüllt. Wenn sich einst die deutsche Wehmuth mit dem irländischen Hasse und dem amerikanischen Uebermuthe verbindet, so kann sich daraus eine für das alte Europa sehr gefährliche Stimmung entwickeln. Dann dürfte mancher Aristokrat und Büreaukrat unserer Tage bedauern, derselben nicht bei Zeiten vorgebeugt zu haben.

Der Schaden, welchen die Mißregierung der alten Welt den eigenen Völkern unmittelbar zufügt, beschränkt sich übrigens nicht auf die Millionen, welche sie zum Lande hinaustreibt. Die überwiegend größere Mehrzahl des Volkes duldet die Mißregierung und wandert nicht aus. Die Zahl der Auswanderer bleibt immer eine kleine Minorität.

Derselbe Druck, welcher diese Minorität zum Lande herausdrängte, hemmte den Aufschwung der Nation in allen Beziehungen des Lebens: verhinderte sie, eine Großmacht zu sein im Schooße der Völker Europa's, ließ keine Gemeinschaft aufkommen in den Angelegenheiten des Handels, der Schifffahrt, der Maaße und Gewichte, der Münze und der Vertretung der Nation dem Auslande gegenüber. Dieser Druck verhinderte den Abschluß von vielen tausend Ehen und war der Vater von Millionen unehelicher Kinder, erhielt Millionen in der Armuth, welche sich nicht an dem Orte, der ihnen Nahrung geboten hätte, niederlassen, und nicht dasjenige Gewerbe, das ihnen Arbeit verschafft hätte, ergreifen durften.

Soll dieser Druck denn niemals aufhören? Schon ist der neuzeitliche Polizei-Despotismus im Zustande der höchsten Entwickelung, und das mittelalterliche Unwesen der Stände und Zünfte, des Bürgerrechtskaufes und der leibeigenschaftlichen Abgaben und Dienste ist noch lange nicht vollständig abgeschafft, oder sind doch die dafür zu zahlenden Ablösungs-Capitalien noch nicht verschmerzt.

Sollen noch weitere 10 Millionen auswandern, bevor es besser wird?

Das Loos des Auswanderers ist unter allen Umständen ein herbes. Jeder, dem es gefallen, ist zu beklagen, auch wenn es ihm gut geht, d. h. wenn er sich Vermögen erwirbt. Falls er aber arm bleibt, ist es unerträglich, und führt nicht selten zur Verzweiflung.

Nicht die ganze Schuld des auf Deutschland lastenden Druckes ruht übrigens auf den obersten Kreisen der Regierung. Ein Theil derselben ist dem Zopfe beizumessen, den Bürger und Bauern, Gemeinderäthe, Bürgermeister und Gemeindebeamte aller Art mit großem Selbstgefühle tragen.

Ein Theil der Leiden des Volkes könnte allerdings beseitigt werden, wenn die bestehenden Gesetze immer mit Freisinnigkeit ausgelegt und gehandhabt würden. Allein der größere Theil der Schuld liegt auf den Schultern der Staatsregierungen, welche verantwortlich sind für die bestehende Gesetzgebung, deren Anwendung und Vollziehung.

Der Kampf zwischen der breitesten demokratischen Grundlage, von der in den Jahren 1848 und 1849 soviel gesprochen wurde, und dem aristokratisch-büreaukratischen Oberbau, ist nicht der einzige, auf den es ankömmt. Ohne Freiheit der Niederlassung, der Gewerbe, der Verehelichung und überhaupt der gesellschaftlichen Bewegung in jeder Richtung — kann der Mensch sich sein Dasein nicht nutzbar und nicht angenehm machen, und sind ihm folgeweise die Sprossen zu der Leiter höherer Genüsse und edlern Strebens abgebrochen. Tausende sind ausgewandert, weil es ihnen leichter war, jenseits des Oceans sich häuslich niederzulassen, als eine bürgerliche Niederlassung in dem nächsten Dorfe desselben Staats, derselben Provinz und desselben Amtes ihres alten Vaterlandes bewilligt zu erhalten.

§. 7. Die Vereinigten Staaten Nordamerika's, in ihrem Verhältnisse zu den Großstaaten Europa's.

Als im Jahre 1775 die englischen Colonien in Nordamerika den Kampf mit dem Mutterlande begannen, zählten sie beiläufig drei Millionen weiße Einwohner. Ungeachtet dieses Mißverhältnisses der Macht mit dem gewaltigen brittischen Reiche gingen sie siegreich aus dem Kampfe hervor.

Die freie Verfassung, welche die Vereinigten Staaten sich gaben, hatte zur Folge, daß diese drei Millionen sich in unseren Tagen auf nahezu 28 vermehrt haben, wozu noch fast 4 Millionen farbiger Einwohner kommen, welche sich in derselben Zeit aus einer farbigen Bevölkerung von 700,000 entwickelten.

Welcher Staat Europa's kann sich auch nur annähernd eines solchen Aufschwungs rühmen? Durchschnittlich haben die Vereinigten Staaten alle zehn Jahre ihre Bevölkerung um 32 Procent vermehrt.

Als der Freiheitskampf begann, ruhten die Städte St. Louis, Cincinnati, Brooklyn noch im Schooße der Zeiten, jetzt zählen sie Hunderttausende von Einwohnern.

New-York, Boston, Philadelphia, New-Orleans, Baltimore waren ver-

hältnißmäßig kleine Orte *). Welche Großmacht Europa's kann sich rühmen, solche Fortschritte gemacht zu haben?

Ohne Neid haben die Völker Europa's dieses Wachsthum angesehen. Sie selbst haben fast alle ihre Beiträge dazu geliefert. Allein den Monarchen und Aristokraten Europa's war die Union ein Dorn im Auge, weil diese auch dem Blödesten augenscheinlich machte, was die Freiheit bewirke im Verhältniß zu der auf der alten Welt ruhenden Knechtschaft und Gebundenheit.

Es handelt sich hier gar nicht allein um den Gegensatz zwischen Monarchie und Republik, Aristokratie und Demokratie. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich die Freiheit der Presse, der Gewerbe, der Niederlassung, der Heirath, des Handels, die fast kostenfreie Ueberlassung der Domänen des Landes an wirkliche Ansiedler, mit einem Worte die freie Bewegung in dem Kreise des geschäftlichen Lebens für wichtiger halte, als die freie Form des politischen Lebens. Wenn wir in Deutschland nur alle übrigen freien Einrichtungen der Union hätten, würden wir uns Monarchie und Aristokratie gefallen lassen. Allein diese beiden Gewalten sind uns mit Recht verhaßt, insofern sie uns alle Freiheit des bürgerlichen Lebens verkümmern.

Der Aufschwung, welchen die Vereinigten Staaten in der Bevölkerung nahmen, bekundete sich in weit höherem Maaße in allen übrigen Zweigen des Lebens. Im Jahre 1775 zählten sie vierunddreißig, meistens kleine Zei-

*)

	1850	1860	jetzt
New-York	515,547.	805,651.	900,000.
Philadelphia	340,045.	562,529.	600,000.
Brooklyn	96,838.	266,661.	300,000.
Baltimore	169,054.	212,418.	225,000.
Boston	136,881.	177,812.	190,000.
St. Louis	77,860.	160,773.	185,000.
Cincinnati	115,436.	161,044.	176,000.
New-Orleans	116,375.	168,675.	schwerlich mehr.
Chicago	29,963.	109,260.	150,000.

England besitzt allerdings 10, Irland 2 und Schottland auch 2 Städte über 100,000 Einwohner. Allein wie viele Jahrhunderte, theilweise selbst Jahrtausende haben diese Länder gebraucht, um ihre Städte soweit zu bringen? Die Vereinigten Staaten Nordamerika's sind erst 87 Jahre alt.

Frankreich hat nur 8 Städte über 100,000 Einwohner (Paris, Lyons, Marseille, Bordeaux, Lille, Nantes, Toulouse und Rouen), Rußland nur 3 (Petersburg, Moskau und Odessa). Deutschland hat deren 8 (Wien, Berlin, München, Hamburg, Prag, Dresden, Köln und Breslau). Allein diese Städte gehören ganz verschiedenen Potentaten an, leider thatsächlich nicht der deutschen Nation.

Kein Reich der Welt kann sich rühmen, in so kurzer Zeit neun Städte von solcher Bedeutung groß gezogen zu haben.

tungen. Der Census des Jahres 1860 wies deren 3242 nach. In einem Jahrzehnt von 1850 bis 1860 hob sich der Werth der producirten Ackerbau-Geräthschaften von 6,842,611 auf 17,802,514 Dollar, der Werth von producirten Maschinen, ausschließlich der Nähmaschinen, von 28 Millionen auf 47 Millionen Dollar. Die Kohlen-Minen warfen im Jahre 1850 sieben, im Jahre 1860 neunzehn Millionen Dollar ab. Der Buchdruck brachte 1850 11½ Millionen Dollar ein, im Jahre 1860 dagegen 38½. Die Kornmühlen brachten 1850 ein 136, im Jahre 1860 aber 223 Millionen Dollar.

Ein ähnlicher Aufschwung bekundet sich bei der Baumwolle-, Wollen-, Linnen-, Leder-, Uhren-Fabrikation u. s. w. Sie weisen durchschnittlich eine Vermehrung von mehr als 100 Procent nach, so daß der Reichthum der Nation durchschnittlich dreimal schneller, als die Bevölkerung zunahm.

Dazu kommt aber noch, daß eine große Menge von Industrie-Zweigen während der Jahre 1850 bis 1860 entstanden, welche also 1850 gar nicht in den Census hatten aufgenommen werden können.

Welcher Staat Europa's kann sich auch nur annäherungsweise eines solchen Aufschwungs rühmen? Selbst die Republik Schweiz nicht, weil dort in Betreff der meisten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens dieselben oder ähnliche Beschränkungen der Freiheit, wie in dem monarchischen Europa bestehen.

Wenn man diese Verhältnisse den Aristokraten Europa's vorführte, wußten sie freilich nichts erhebliches zu erwiedern. Allein sie deuteten an, daß inmitten dieser großartigen Friedens-Entwickelung die Kräfte des Krieges vernachlässigt würden, und daß sich dieses seiner Zeit rächen würde.

Endlich brach 1861 der Krieg aus, und die jetzt veruneinigten Staaten bekundeten eine Wehrkraft, welche die Kraft des Friedens noch bei weitem überbot und eine Finanzkraft, für welche den Europäern nur in der englischen Staatsschuld ein Maaßstab geboten wird.

Im Laufe von 28 Monaten brachte Nord und Süd zusammen drei Millionen Krieger auf die Beine und gaben nicht weniger als 4000 Millionen Dollar, oder 20,000 Millionen Franken aus. Welche Großmacht der Erde wäre im Stande*) gewesen, eine solche Kriegsmacht und solche Mittel in so kurzer Zeit aufzubringen? England brauchte zwei Jahrhunderte dazu, um eine Schuldenlast von 4000 Millionen Dollar oder 800 Millionen Pfund Sterling voll zu machen. Die Union brachte diese Summe in 28 Monaten auf.

Als der Krieg im Jahre 1861 begann, hatte die Union eine kaum nennenswerthe Flotte. Jetzt hat sie eine Flotte von 60 Panzerschiffen, zum größten Theile fertig, zum kleinern Theile im Bau begriffen. Mit dieser braucht sie die vereinigten Flotten Englands und Frankreichs nicht zu fürchten.

---

*) S. unten den §. 12. die amerikanischen Feldherrn.

Die Regierungen dieser beiden Länder haben deutlich genug ihre Sympathien mit den Sklavenstaaten zu erkennen gegeben, um den Norden auf's Tiefste zu verletzen. Dieser wird Gelegenheit finden, seine Revanche zu nehmen.

Vielleicht frägt Jemand: wenn du von den Vorzügen der Union so sehr durchdrungen bist, warum bist du denn nicht dort geblieben? Die Antwort auf diese Frage gedenke ich zu geben.

§. 8. Die Sklavenfrage.

Ich war mein ganzes Leben lang ein entschiedener Gegner der Sclaverei. Mein Abscheu gegen dieselbe vermehrte sich, als ich nach Amerika kam. Er erreichte seinen Höhepunkt aber erst, nachdem ich anderthalb Jahre lang in Sklavenstaaten gelebt, daselbst die „dem Süden eigenthümliche Anstalt" mit eigenen Augen beobachtet und mit zahlreichen Sklavenhaltern sowohl, als Sklaven mich besprochen hatte.

Weder „Onkel Tom's Hütte," noch das neuere Werk „unter den Fichten" *) ergründet die ganze Tiefe der Hölle, welche die Sklaverei, wie sie in den südlichen Staaten Nordamerika's besteht, in sich schließt. Der Schmutz, welcher an diesem Institute klebt, ist so eckelhaft und abstoßend, daß es nicht möglich, denselben in einem Werke zu beschreiben, das für ein gemischtes Publikum bestimmt ist. Aus Rücksichten der Aesthetik und der Schaamhaftigkeit muß das Schlimmste immer mit dem Schleier des Geheimnisses verdeckt bleiben.

Was die Sklaverei übrigens sei, deutet der seit $2^1/_2$ Jahren wüthende Krieg an, dessen eigentliche Ursache dieses Institut ist. An den Früchten sollt ihr sie erkennen. Die Frucht, welche am Baum der Sklaverei gewachsen, ist ein Krieg, welcher die Union in ihren Grundfesten erschüttert, bereits eine Million Menschen verschlungen hat und noch größere Opfer in Aussicht stellt.

Die Sklaverei hat seit achtzig Jahren den Angelpunkt gebildet, um welchen sich das politische, sociale, religiöse und selbst theilweise das wissenschaftliche Leben der Union drehte. Auf sie bauten die Sklavenstaaten ihren Einfluß im Schooße der Centralregierung, ihre Hoffnungen auf unermeßlichen Reichthum, ihre Katechismen und Predigten und selbst ihre naturgeschichtlichen Werke. Der Schriftsteller, welcher wünschte, sein Buch, dieses mochte irgend welchem Zweige der Literatur angehören, im Süden zu verbreiten, mußte sich wohl hüten, ein der Sklaverei feindliches Wort in dasselbe aufzunehmen. Außerdem wurde es verpönt, strenger, als dieses von irgend einer despotischen Regierung Europa's zu geschehen pflegt.

Seit Jahrzehnten durfte weder mündlich noch schriftlich im Süden eine

---

*) Uncle Tom's cabin.

**) Among the pines.

Ansicht verbreitet werden, welche der Sklaverei widerstrebte. In Folge dessen bildete sich natürlich daselbst eine Anschauungsweise, welche sich von derjenigen des Nordens und überhaupt der gesammten civilisirten Welt mehr und mehr entfernte und ein Haß gegen alle Feinde der Sklaverei, welcher von Jahr zu Jahr wüthender wurde.

Hätten die Männer des Nordens mit derselben Einmüthigkeit und Kraft ür die freie Arbeit gestritten, wie die Südländer für die Sklaverei, so wäre der Bürgerkrieg ohne Zweifel nicht zum Ausbruche gekommen. Der Süden hätte es nie gewagt, mit dem Norden einen Krieg auf Tod und Leben zu beginnen, wenn er diesen für fest verbunden gehalten hätte. Allein seit Jahrzehnten besaßen die Sklavenhalter des Südens so viele Knechtseelen im Norden Amerika's, Teig-Gesichter genannt, welche mit ihnen gemeinschaftliche Sache gegen die freie Arbeit machten, daß er darauf rechnete, im Falle eines Krieges, werde ein Theil des Nordens sich auf die Seite der Sklaverei schlagen.

Hierin haben sich aber die Südländer getäuscht. Sie haben nicht erwogen, daß ein Unterschied bestehe zwischen Wort und That. Die Teiggesichter, welche aus Rücksicht für Handelsgewinn den Südländern Knechtsdienste leisteten, besaßen wohl die Stirn, für die Sklaverei des Südens zu sprechen, solange damit keine Gefahr verbunden war. Als es aber zum Kriege kam, hätten sie sich, um ihren südlichen Herren zu dienen, eines augenfälligen Hochverraths schuldig machen müssen. Dazu verspürten sie keine Neigung. Das war für sie zu gefährlich.

In ganz ähnlicher Weise irrte sich aber auch der Norden in Betreff des Südens. In den Staaten freier Arbeit war man geneigt, anzunehmen, daß die 350,000 Sklavenhalter, welche einschließlich der Frauen und Kinder etwas über anderthalb Millionen Menschen repräsentiren, von den nahezu 6½ Millionen weißen Bewohner des Südens, welche keine Sklaven besitzen, einigermaßen in Schranken gehalten werden würden, sobald es sich um eine Auflösung der Union handele.

Die Erfahrung von 2½ Jahren hat aber dargethan, daß zwischen den meisten Bewohnern des Südens, welche Sklaven besitzen und denjenigen, welche keine haben, eine Meinungsverschiedenheit in Betreff der Sklaverei nicht bestehe. Die einen kämpften in den Heeren der Secessionisten mit gleicher Entschiedenheit, wie die anderen. Das Unionsgefühl wurde im Süden vollkommen erstickt durch den Haß gegen den Norden und die Vorliebe für die Sklaverei. Diejenigen, welche Abscheu oder auch nur Widerwillen und Abneigung gegen die Sklaverei hegten, ließen sich daselbst nicht nieder oder wanderten aus. Es bildete sich eine durchaus auf Sklaverei gebaute Welt-Anschauung im Süden, welche jede andere Meinung auf Tod und Leben verfolgte. Der Krieg, welcher zwischen Süden und Norden seit 2½ Jahren

tobt, ist nichts anderes, als der Ausdruck dieser seit achtzig Jahren nach und nach gebildeten Ansicht und genährten Empfindung.

Welchen Character hat nun aber diese Sklaverei, die vom Süden zur Grundlage eines neuen Weltreichs gemacht werden möchte, die von dem bessern Theile des Nordens für die Grundursache des Bürgerkriegs erklärt und von allen Freunden der Freiheit verabscheut wird?

Diese Sklaverei ist der Zustand der Rechtlosigkeit auf der einen und einer unumschränkten Herrschaft auf der anderen Seite bis zu dem Grade, daß die Sklaven geradezu dem Vieh gleich gerechnet, wie dieses gekauft, verkauft und behandelt werden; ein Zustand, welcher die Entwickelung aller besseren Eigenschaften des Sklaven, seiner Intelligenz sowohl, als seiner sittlichen Kraft unmöglich macht, und folgeweise auch die Intelligenz und die sittliche Kraft des Sklavenhalters umstrickt, alle seine wilden Leidenschaften: Wollust, Herrschsucht, Zorn u. s. w. entflammt, weil der Sklave denselben schutzlos preisgegeben ist, und dadurch nicht minder verderblich für den herrschenden, als für den dienenden Theil ist.

Während der Sklavenhalter schwelgt und herrscht, entbehrt der Sklave fast jeden Lebensgenuß und wird unter der Peitsche des Aufsehers über seine Kräfte angestrengt. Der Sklave muß von Sonnenaufgang bis Untergang arbeiten, hat nur den Sonntag, bisweilen den Samstag Nachmittag für sich, und erhält keinen Cent Lohn. Seine Nahrung besteht in Welschkorn und Schweinefleisch, seine Kleidung ist von der gröbsten Sorte, seine Wohnung nicht viel besser als ein Hundestall.

Arbeitsame Sklaven können sich durch die Arbeit in ihren Freistunden wohl einigen Lebensgenuß verschaffen. Sie können sich Gemüse pflanzen, Hühner ziehen, Tabak und Schnaps kaufen. Allein auch im günstigsten Falle bleibt ihre Existenz eine fast durchaus thierische, da ihnen jede Beschäftigung untersagt ist, welche sie einer gewissen Bildung theilhaftig machen könnte. Unter den strengsten Strafen ist es verboten, einen Sklaven lesen und schreiben zu lehren. Es entgehen diesen also alle Hochgenüsse, welche durch diese Künste bedingt sind.

Nicht selten behaupten zwar die Sklavenhalter, ihre Arbeiter haben ein besseres Loos, als die freien des Nordens. Allein der ganze Gewinn, welchen die Sklavenhalter haben, besteht darin, daß sich ihre Arbeiter mit schlechterer Nahrung, Wohnung und Kleidung, als die freien Arbeiter, begnügen und auf allen Lebensgenuß verzichten müssen. Würden sie ebensoviel auf den Sklaven verwenden, als der freie Arbeiter sich selbst zugesteht, so hätten sie den größten Schaden. Denn in diesem Falle würden sich weder die Kosten der Aufseher, noch der Ankaufspreis der Sklaven bezahlt machen.

In den Städten gestaltet sich das Leben der Sklaven anders als auf dem Lande. Da herrscht nicht dieselbe eiserne Regel, dasselbe System, als auf

den großen Plantagen. Freundliche Herren bereiten ihren Sklaven ein minder hartes, unfreundliche ein noch härteres Loos. Auf dem Lande besitzen die Sklaven eine Art von Familienleben, obgleich dieses jeden Augenblick in Gefahr steht, für immer zerrissen zu werden. In den Städten bildet die Prostitution der Sklavinnen und die Vereinzelung der männlichen Sklaven das Schandmal des Instituts. Junge Leute von Vermögen kaufen sich Sklavinnen, leben mit diesen oft Jahre lang in den innigsten Beziehungen, zeugen mit ihnen Kinder und wenn sie am Ende sich verehelichen wollen, oder ihre Ehefrauen das Verhältniß nicht dulden, treten dieselben Unglücklichen, welche bisher wie Frau und Kinder gehalten waren, wieder unter das eiserne Joch der Sklaverei; und werden häufig in entfernte Gegenden verkauft. Andere kaufen junge Mädchen, nicht selten Kinder von 10—12 Jahren, um sie der Prostitution zu übergeben und sich durch diesen schmutzigen Erwerb zu bereichern.

Der Sclave männlichen und weiblichen Geschlechts ist nicht Herr seiner selbst und kann sich daher der Zumuthungen seiner weiblichen oder männlichen Herrschaft nicht erwehren, wie der Augenschein beweist, indem wohl die Hälfte der Sklaven des südlichen Theiles der Union weißes Blut in den Adern hat. Viele derselben sind so weiß von Hautfarbe, daß nur der Kenner die Zeichen der Abstammung von Negern entdeckt. Uebrigens ist auch der Fall schon vorgekommen, daß Caucasier zu Sklaven gemacht, verkauft und als solche behandelt wurden. Namentlich hatten dieses Schicksal mehrere Kinder deutscher Auswanderer, welche zuerst von Indianern geraubt und von diesen dann an südliche Sklavenhalter verkauft wurden.

Die Verhältnisse, welche aus der Sklaverei im Süden hervorgehen, sind haarsträubend. Das Rechtsbewußtsein wird durch dieselbe vollständig verkehrt. Die Liebe zur Freiheit wird der Liebe zur Sklaverei untergeordnet. So konnte es kommen, daß die Sclaverei den furchtbaren Bürgerkrieg unserer Tage gebar.

Der mit der gesetzlichen Gattin erzeugte Sohn wird Sklavenhalter, die mit der Sklavin erzeugten Kinder, Halbgeschwister, werden seine Sklaven. Als Knabe spielt er mit ihnen, als Herr läßt er sie zur Arbeit peitschen, oder verkauft sie zusammen mit Ochsen und Eseln.

Wenn es sich frägt, wie die Bevölkerung in der gesetzgebenden Behörde vertreten werde, welchen Antheil sie an der Wahl des Präsidenten haben soll, so sind die Sklaven Menschen, zwar nicht volle, allein doch zu drei Fünftheilen. Handelt es sich dagegen um privatrechtliche Fragen, so sind sie nur Sachen. In allen geschlechtlichen Beziehungen sind die Sklaven Menschen. Kein Sklavenhalter, welcher mit seiner Sklavin Kinder zeugt, hält sich des Verbrechens der Sodomiterei schuldig. Ist er aber seiner Gefährtin müde, so ist diese wieder Sache, die er verkauft, wie es ihm beliebt. Wenn es sich darum handelt, die Sklaverei zu rechtfertigen, so beruft man sich auf die un-

tergeordnete Stellung, welche die Neger-Raçe auf der Stufenleiter der Bildung einnimmt; verlangt man auf den Grund der theilweisen Abstammung von der Caucasischen Raçe für den Mulatten, den Quadronen oder Octoronen, die Freiheit, so kömmt auf die Abstammung gar nichts an. Wird ein Verbrechen begangen, so sind die Sklaven Menschen, insofern sie bestraft werden können. Sie sind aber Sachen, insofern sie wider einen Weißen Zeugniß ablegen sollen. Ihre Aussage hat dann keine Bedeutung.

Unter solchen Verhältnissen zog der Süden bei jedem geistigen Kampfe immer den Kürzeren. Das erbitterte ihn dermaßen, daß er seit langer Zeit die Drohung auszustoßen pflegte, er werde sich vom Norden trennen. Wenige glaubten daran, daß es den Sklavenhaltern mit dieser Drohung Ernst sei. Die Meisten hielten sie entweder für eine Schraube, um Zugeständnisse zu erpressen, oder für einen Popanz, um ängstliche Gemüther zu schrecken.

Selbst nachdem die Südländer am 12. April 1861 durch Beschießung des Forts Sumter in der Nähe von Charleston und durch den Ueberfall der Truppen von Massachusets in Baltimore (19. April 1861) den Krieg mit der Union eröffnet hatten, konnte sich der Präsident Lincoln und dessen Regierung noch nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß es sich um einen großartigen Kampf zwischen dem sklavenhaltenden Süden und dem freien Norden handele. Man schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, nur ein kleiner Theil der Bewohner des Südens werde sich dauernd an dem Kampfe betheiligen, die Mehrzahl sei nur irregeführt und werde zur Union zurückkehren, sobald das erste Strohfeuer erloschen sein würde.

Allein jetzt (August 1863) nachdem über 3000 Gefechte zwischen Nord und Süd stattgefunden haben, bietet uns der letztere noch immer eine finstere Stirn.

Der Süden erklärt: Wir machen nur Frieden auf der Basis der Anerkennung unserer Unabhängigkeit.

Der Norden dagegen hat durch den Mund des Präsidenten alle Sklaven in den von den Rebellen besessenen Ländern für frei erklärt.

Wenn beide Theile diesen Erklärungen treu bleiben, so ist dem Kriege nur insofern ein Ende abzusehen, als entweder der Süden vollständig unterworfen, oder anerkannt wird. Die großartigen Siege, welche der Norden im Laufe der letzten Wochen errang, lassen hoffen, daß der furchtbare Bürgerkrieg vollständig zu Gunsten des Nordens und der freien Arbeit und zum Nachtheile des Südens und der Sklaverei enden werde.

Eine Aussöhnung zwischen Nord and Süd scheint mir jetzt eben so wenig möglich, als im Anfange des Jahres 1861. Die Frage ist: soll die Sklaverei, oder die freie Arbeit das Lebensprinzip der Vereinigten Staaten Nordamerika's werden?

Die Proclamation des Präsidenten Lincoln, welche die Sklaverei in dem

von den Rebellen besessenen Landstrichen vom 1. Januar 1863 an für aufgehoben erklärt, ist insofern von hoher Bedeutung, als dadurch offen und für immer mit der Sache der Sklaverei gebrochen wurde. Mit Ehren kann der Norden jetzt nie mehr die Sklaverei im Schooße derjenigen Staaten anerkennen, woselbst sie für aufgehoben erklärt worden ist.

In den der Union treu gebliebenen Sklavenstaaten, oder Theilen von solchen, z. B. Delaware, Maryland, Missouri, West-Virginien u. s. w. wird voraussichtlich die Sklaverei binnen Kurzem im Wege des Gesetzes beseitigt.

Allein in dem bei weitem größern Theile der Sklavenstaaten dauert die Sklaverei, ungeachtet der Erklärung des Präsidenten, unverändert fort. Drei Millionen Sklaven sind frei erklärt, aber thatsächlich Sklaven, wie früher. Eine Million ist nicht frei erklärt. Diese hat aber weit bessere Aussicht auf Freiwerdung, als die drei Millionen, welchen zwar die Erklärung des Präsidenten zur Seite, allein die Macht der Rebellen entgegensteht. Nur das Schwert kann die Sklavenfrage entscheiden. Wir haben allen Grund zu hoffen, diese Entscheidung werde eine der Freiheit nicht blos der Union, sondern der ganzen Erde günstige sein.

§. 9. Der Bürgerkrieg.

Im Verkehre mit den Engländern fühlen sich die Deutschen gewöhnlich verletzt durch ein sehr starkes Selbstgefühl, welches dem Fremden, oft in herber Form, zu erkennen gibt, daß die staatlichen, kirchlichen, socialen und alle übrigen Zustände Englands den Vorzug vor denjenigen der ganzen übrigen Welt verdienen, und daß folgeweise die englische Nation und das englische Individuum die glücklichsten und ruhmvollsten der Erde seien.

Von derselben Ueberzeugung, nur in noch höherem Maaße, ist der nach Nordamerika und insbesondere nach den Vereinigten Staaten verpflanzte Engländer durchdrungen; und bei ihm tritt dieselbe in noch weit schrofferer Form zu Tage. Er betrachtet am liebsten den nach Amerika ausgewanderten Europäer als einen durch Noth und Elend gezwungenen Hungerleider, der sich auf dem freien Boden der Republik zu dem kärglichen Brode früherer Zeit auch Butter und Käse, Bier und Wein und sogar einen Sparpfennig erwerbe, und der dafür seinen Wohlthätern, den englisch redenden Bürgern Zeit Lebens dankbar und folglich nach dessen Winke zu stimmen stets bereit sein solle.

In dieser Grundanschauung ist der sog. Yankee des Nordens ganz einverstanden mit dem Pflanzer des Südens. Der Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß dem Yankee des Nordens in allen Beziehungen des Lebens durch den freien Arbeiter Schranken gezogen werden, welche im Süden nicht aufkommen können, weil dort der größere Theil der Arbeit von Sklaven vollzogen wird, welche blind gehorchen müssen, welche am Stimmkasten sich

selbst nicht sehen lassen dürfen, obgleich sie dort im Verhältniß von 3 zu 5 Geltung haben, indem nicht der Schwarze, sondern nur der Weiße die Stimmen geltend macht. Diese Stimmen der Schwarzen, welche aber nicht zum Besten der Schwarzen, sondern der Weißen zählen, haben fast immer im Kampfe zwischen Norden und Süden den Ausschlag gegeben.

Unter diesen Verhältnissen mußte der Uebermuth der südlichen Pflanzer, welcher der Natur-Anlage nach gleichen Ursprungs mit demjenigen der Yankee's ist, im Laufe der Jahre, durch die Macht der Verhältnisse getrieben, weit großartiger zunehmen, als derjenige der Yankee's.

Wo nördlicher Jankee und südlicher Pflanzer zusammentrafen, vollends gar, falls die Rede auf die Sklaverei fiel, gab es Streit und zwar einen solchen, wie er an Bitterkeit und Zähigkeit schwerlich irgendwo in der Weltgeschichte ein Seitenstück hat.

Auf den Streit der Worte, welcher mit geringen Unterbrechungen vom Jahre 1776 bis zum Jahre 1861 dauerte, folgte endlich der offene Bürgerkrieg, der jetzt schon 2½ volle Jahre lang mit unerhörter Wuth zu Wasser und zu Land auf einem Felde geführt wird, welches von Osten nach Westen beiläufig 58 Längengrade, und von Norden nach Süden fünfzehn Breitengrade oder beiläufig 100,000 geographische Quadratmeilen umfaßt, wenn wir den ganzen Flächeninhalt der nördlichen Staaten, in welche der Krieg, einige kleine Streifzüge ausgenommen, nicht eingedrungen ist, ganz außer Berechnung lassen.

Die Ausdehnung des in Streit befangenen Gebiets in der Richtung von Osten nach Westen ist größer, als diejenige von ganz Europa und in der Richtung von Norden nach Süden nicht viel kleiner. Denn wenn das von den Sklavenhaltern in Anspruch genommene Gebiet nicht so weit gegen den Nordpol reicht, als Lappland und das Nord-Cap, so ist die Südspitze Italiens und Griechenlands (etwa 37½ Grad n. Br.) auch weit entfernt von der Südgrenze Florida's und Texas (etwa 25 Grad nördlicher Breite).

Auf diesem unermeßlichen Gebiete schlachten sich seit drittehalb Jahren die beiden übermüthigsten Abtheilungen des Menschengeschlechts gegenseitig ab. Beide sind natürlich gleich fest von ihrem guten Rechte durchdrungen. Der Pflanzer des Südens geht von der Selbstherrlichkeit der einzelnen Staaten, der Yankee des Nordens von der Selbstherrlichkeit der Gesammtheit derselben aus. Der Pflanzer des Südens behauptet: Niemand kann einem Staate der Union wehren, aus dem Staatenverbande zu treten, während der Yankee des Nordens erklärt: ein solcher Austritt ist Hochverrath, ein mit dem Tode zu bestrafendes Verbrechen.

Längere Zeit wurde im Norden die Behauptung aufgestellt, nur eine kleine Minorität, welche aber gut organisirt sei, verlange die Trennung; die

Mehrheit sei im Süden unionsfreundlich gesinnt, könne sich aber nicht geltend machen. Im Laufe von nahezu drittehalb Jahren hat es sich vollkommen klar herausgestellt, daß die überwiegende Mehrheit im eigentlichen Süden d. h. in den sog. Golfstaaten die Losscheidung von Norden wolle und daß die unionsfreundliche Minorität daselbst entweder außerordentlich feig sein müsse, oder gar nicht bestehe. Denn sie hat sich zu keiner Zeit und nirgends wirksam erwiesen.

Was aber bestimmt wohl den Süden, die Trennung vom Norden zu verlangen?

Der südliche Pflanzer hat im Laufe eines Zusammenlebens, welches einen Zeitraum von 87 Jahren umfaßte, erkannt, daß der Yankee des Nordens, dessen staatsmännische und kriegerische Eigenschaften er geneigt war, tief zu verachten, ihm an Geschäftsgewandtheit überlegen sei. Es ist ihm peinlich, gezwungen zu sein, die Sklaverei, welche er für sehr nützlich hält, vom sittlichen und ökonomischen Standpunkte aus durch die Yankee's angegriffen zu sehen. Er hat jeden Widerspruch gegen dieses Institut im Süden zum Schweigen gebracht, und will sich keinen Widerspruch von Seiten des Nordens mehr gefallen lassen, der denselben im Süden wieder beleben könnte.

Seit dem Jahre 1776 und noch mehr seit 1789 haben sich die beiden Theile der Vereinigten Staaten, von denen der eine auf freier Arbeit, der andere auf Sklaven-Arbeit ruht, in entgegengesetzter Richtung entwickelt. Der Süden hat die Zahl seiner Sklaven verfünffacht, der Norden denjenigen seiner freien Arbeiter verzehnfacht. Der Süden hat sich beschränkt auf die Hervorbringung der Natur-Produkte, der Norden hat außer dieser auch Manufacturen, Fabriken und Handel im größten Maaßstabe betrieben. Der Reichthum des Südens besteht in den durch seine Sklaven erzeugten Producten: Baumwolle, Zucker und Tabak, der Reichthum des Nordens gleichmäßig in dem Ertrage des Ackerbau's und aller übrigen menschlichen Bestrebungen.

Der maaßgebende Gegensatz zwischen Norden und Süden war im Jahre 1789 und wurde mehr und mehr freie Arbeit und Sklaven-Arbeit. Auf diesen lassen sich alle Trennungsgelüste und folglich der Bürgerkrieg unserer Tage mit voller Sicherheit zurückführen. Ohne diesen Gegensatz wäre es nie zu einem solchen Extreme gekommen, wie es der gegenwärtige Bürgerkrieg bekundet.

Die Trennungsgelüste kamen dem Süden aber immer nur, wenn er nicht sicher war, daß die gesammte Union in seinem Sinne geleitet werde. Solange er die Majorität im Congresse und den Präsidenten zu seiner Verfügung hatte, war er mit der Union leidlich zufrieden. Der Norden hatte sich mehr als einen, im Frohndienste des Südens stehenden Präsidenten gefallen lassen, ohne daß es ihm eingefallen wäre, deshalb die Union aufzulösen. Als aber die Wahl Lincoln's erfolgte und durch diesen die sämmtlichen dem Sü-

den mehr zusagenden Candidaten aus dem Felde geschlagen wurden, dann stellte sich im Süden mehr und mehr der Entschluß der Trennung fest.

Dieser wurde aber nicht in redlicher, ehrenhafter Weise, sondern durch Verrath und Gewaltthat eingeweiht.

Die Minister, deren beschworene Pflicht es war, die Union aufrecht zu erhalten, arbeiteten Monate lang daran, sie zu untergraben. Sie schickten Waffen, Montirungsgegenstände und Munition nach dem Süden zu dem Zwecke, dort verwendet zu werden gegen die Union. Sie vertheilten absichtlich die Streitkräfte der Union zu Wasser und zu Land über die ganze Erde, damit die Union nirgends hoffen könne, den Secessionsbestrebungen die Spitze zu bieten.

Der Süden ließ dem Norden keine andere Wahl, als zu kämpfen, oder sich feig der Herrschaft des angreifenden Südens zu unterwerfen, sich von diesem die Bedingungen der Trennung vorschreiben zu lassen, oder zum Schwerte zu greifen.

Beide Theile unterschätzten gegenseitig ihre Gegner. Der Süden glaubte, der Norden werde schnell gezwungen werden, in die Trennung zu willigen. Der Norden war der Ansicht, der Süden werde bald der Gewalt der Union wieder unterworfen sein.

Wer von beiden Theilen hat Recht? Und zu welchen Schlußfolgerungen gelangen wir beim Rückblick auf die hinter uns liegenden Kriegs-Ereignisse der Jahre 1861, 1862 und 1863?

Am 12. April 1861 begannen die Südländer den Kampf, indem sie das den Hafen von Charleston in Süd-Carolina beherrschende, von Vereinigten-Staaten-Truppen besetzte Fort Sumter beschossen. Dieses mußte sich am folgenden Tage ergeben.

Bis dahin hatten Viele gehofft, die Südländer würden ihre Drohungen nicht verwirklichen. Durch die Beschießung des Forts Sumter hatten sie den Krieg begonnen, den der Norden, so wenig er geneigt sein mochte, zu den Waffen zu greifen, gezwungen war, aufzunehmen.

Am 15. April rief der Präsident Lincoln 75,000 Mann Freiwillige unter die Waffen. Er irrte sich sehr, wenn er glaubte, mit dieser Macht den Süden unterwerfen zu können. Im Laufe des Jahres 1861 machten die Waffen des Nordens nur in Missouri einige Fortschritte. In Virginien gewannen die Südländer am 21. Juli die Schlacht bei Bull-Run, worin die Unionstruppen in die Flucht geschlagen wurden und große Verluste an Gefangenen, Verwundeten und Todten litten. Später fand im Laufe des Jahres 1861 keine Action von einiger Erheblichkeit statt, obgleich es an Scharmützeln und Treffen, an Ueberfällen und Raubzügen keinen Mangel gab.

Als der Kampf im Frühjahre 1862 sich wieder belebte, errang der Norden wohl einige Vortheile. Die Secessionisten wurden aus Missouri vertrie-

ben. Ein Theil Virginiens, fast ganz Kentucky und Tennessee wurden von den Bundestruppen besetzt, die Forts Henri und Donelson wurden erobert, Neu-Orleans und Norfolk in Virginien wieder gewonnen. Allein der Angriff, welchen General Mac-Clellan von Süden her auf Richmond machte, wurde abgeschlagen. Er mußte sich nach schweren Verlusten mit seinem Heere wieder einschiffen. Die Südländer rückten vor, trieben nach fünfzehntägigen Gefechten, welche in den Schlachten vom 29. und 30. August culminirten, die Unionstruppen von den Ufern des Rapidan bis in die Nähe von Washington zurück, bedrohten selbst die Bundeshauptstadt und wurden erst in Folge der Schlacht von Antietam (17. September 1862) auf das rechte Ufer des Potomac zurückzugehen veranlaßt.

Bis dahin und noch länger während des Winters von 1862 auf 1863 und während des Frühlings dieses Jahres schwankte das Kriegsglück unbestimmt hin und her. Allein seit dem Anfange des Monats Juli erfreute sich die Union einer ununterbrochenen Reihe so entscheidender Siege, daß ein günstiges Ende des Kampfes mit Sicherheit erwartet werden kann.

Zehn Heere standen sich in den verschiedenen Theilen der Union feindlich gegenüber: am Potomac, in Kentucky, in Tennessee, in Arkansas, in Mississippi, in Louisiana, in Süd-Carolina, in Nord-Carolina, auf der Halbinsel von Virginien und südlicher am Nansemond-Flusse. Das Unionsheer am Potomac hat den Feind am 2. und 3. Juli bei Gettysburg geschlagen, hat den Fluß überschritten und verfolgt die Südländer. In der Nähe des Rappahannock stehen sich die Generale Meade und Lee gegenüber. Kentucky, Tennessee, Arkansas und Mississippi sind fast gänzlich bezwungen. General Rosekranz, welcher vorigen Winter in der Nähe von Murfreesbornugh in Tennessee stand, ist von da in südöstlicher Richtung vorgedrungen, indem er dem vor ihm sich zurückziehenden Feinde wiederholte Niederlagen beibrachte. General Grant nahm Vicksburg am Mississippi-Flusse und Jackson, die Hauptstadt des Staates Mississippi. General Banks eroberte Port Hudson, die letzte Feste der Südländer am Mississippi-Flusse und verfolgt nunmehr die Reste des feindlichen Heeres in Louisiana. General Gillmore beschießt die Vorwerke von Charleston, der Hauptstadt von Süd-Carolina und General Forster hat nunmehr die ganze in Nord-Carolina und Süd-Virginien früher zerstreute Kriegsmacht vereinigt und operirt mit dieser vom Süden her gegen Richmond, die Hauptstadt von Virginien und dem Sitz der südlichen Bundesregierung.

Drei Hauptschläge sind jetzt noch zu führen. Dann wird der Krieg so ziemlich beendigt sein; nämlich die Städte Charleston und Richmond sind zu nehmen und das Heer unter Lee zu vernichten. Sind diese drei Siege gewonnen, dann muß sich der Süden zum Frieden bequemen und die Bedingungen annehmen, welche der Norden ihm gewähren wird.

Diese werden schwerlich sehr drückend ausfallen. Der Norden sehnt sich

nicht minder nach Frieden, als der Süden. Die Macht der Sklavenhalter ist auf immer gebrochen. Die Sklaverei ist unhaltbar geworden. Der einzige schwarze Flecken, welcher den Lichtglanz der nordamerikanischen Union verdüsterte, wird in kurzer Zeit vertilgt sein. Der Sieg wird nicht nur der amerikanischen Republik, er wird den Freiheitsbestrebungen der ganzen Erde zu Statten kommen. Er wird namentlich auch auf unser deutsches Vaterland zurückwirken.

Von neuem bekräftigen sich die Schlußworte meiner Weltgeschichte:

„Nicht immer siegt der Despotismus. Immer und aller Orten ist es aber nur der Kampf für die Freiheit, welcher dem Menschenleben Werth und Bedeutung, der Geschichte Interesse verleiht."

§. 10. Die Kriegführung.

Nahezu drittehalb Jahre dauert der Krieg zwischen Süd und Nord. Bei dem großen Mißverhältniß der Kräfte der streitenden Theile frägt man sich verwundert: wie kömmt es, daß der Norden, auf dessen Seite noch die Staaten Delaware, Maryland und Missouri, der District Columbia und überdies ein ansehnlicher Theil von Virginien, Kentucky, Tennessee, Louisiana und mehrerer anderer Staaten stehen, es nicht vermocht hat, den im Aufstande begriffenen Theil des Südens, dem nicht mehr, als etwa 5 Millionen weißer und 3 Millionen farbiger Einwohner gegen 22 Millionen weißer und eine Million farbiger Einwohner gehorchen, zu bezwingen?

Schon längst müßte die Uebermacht des Nordens dem Kampfe ein Ende gemacht haben, wenn der Krieg auf beiden Seiten mit gleicher Sachkenntniß, gleichem Eifer und gleicher Kunst geführt würde.

Die allgemeine Behauptung, daß der Norden weniger Geschick zum Kriege habe, als der Süden, daß dort mehr Corruption herrsche, als in den südlichen Staaten, daß er sich selbst überschätzt, seinen Feind dagegen zu gering geschätzt habe, genügt nicht, um uns ein klares Bild der Stellung beider Theile im Kriege zu verschaffen. Wir müssen tiefer in die Einzelnheiten der gesammten Heeresorganisation beider Parteien und der dieselben beherrschenden Triebfedern und leitenden Persönlichkeiten eingehen, um auf den Grund zu kommen.

Die Staaten, welche sich förmlich vom Norden losgesagt haben, sind Süd-Carolina (10. Decbr. 60), Mississippi (8. Jan. 61), Florida (10. Jan. 61), Alabama (11. Jan. 61), Georgia (19. Jan. 61), Louisiana (26. Jan. 61), Texas (1. Feb. 61), Virginia (2. April 61) mit Ausnahme von West-Virginien, welches immer der Union treu blieb, Arkansas (6. May 61), Nord-Carolina (20. May 61) und Tennessee (8. Juni 61). Dieser Theil der Union war beim Beginn des Kriegs augenscheinlich fest entschlossen, sich unabhängig zu machen. In dessen Schooße besteht außerhalb den von den

Unionstruppen besetzten Plätzen keine Unionspartei, und die Bewohner haben schwere Opfer gebracht, um das ihnen verhaßte Band, das sie mit dem Norden verknüpft, auf immer zu zerreißen.

Im Norden herrschte dagegen von Anfang an durchaus nicht dieselbe Einmüthigkeit. Ein Theil wäre sehr geneigt gewesen, die betreffenden Staaten mit schützenden Bestimmungen in Betreff des Handels und der Schifffahrt ausscheiden zu lassen. Ein zweiter war aber entschlossen, den Süden nicht frei zu geben, vielmehr den Kampf auf's äußerste fortzusetzen, während ein dritter heimlich dem Süden Sieg wünschte und eine Unterjochung des Nordens durch den Süden am liebsten sehen würde.

Bei diesem Stande der Gesinnung konnte der Norden unmöglich mi derselben Entschiedenheit zu Werke gehen, als der Süden.

Vergleichen wir dann die leitenden Persönlichkeiten beider kriegführenden Theile mit einander, so müssen wir bei aller Achtung vor unserem Präsidenten Lincoln eingestehen, daß er das Talent des Präsidenten der südlichen Conföderation Jefferson-Davis nicht besitzt; und ohne unseren Generalen zu nahe treten zu wollen, haben diese, in den ersten zwei Jahren des Krieges wenigstens, nicht soviel geleistet, wie die südlichen Generale *).

Die Heeres-Organisation wurde im Süden mit weit größerem Nachdruck betrieben als im Norden. Bis zu diesem Augenblicke bilden Freiwillige die eigentliche Masse der nördlichen Heere. Erst in der letzten Zeit entschloß man sich zur Aushebung, weil man keine Freiwillige mehr bekommen konnte. Als es am meisten noth that, zu rekrutiren, stellte man sogar das Rekrutiren vollständig ein, wovon die Folge war, daß es im Sommer 1862 und 1863 an Soldaten gebrach und daß die Südländer zweimal bis in die Nähe von Washington und Baltimore, bis nach Maryland und Pennsylvanien vordrangen. Erst in der neuesten Zeit hat sich der Präsident entschlossen, von der ihm durch den Congreß ertheilten Befugniß der Aushebung einen umfassenden Gebrauch zu machen. Gegen Ende April's 1863 ging die Dienstzeit der s. g. Zwei-Jahr-Regimenter und der neunmonatlichen Miliz-Regimenter zu Ende, und erst im Monate Juli traf man Fürsorge, diesen Ausfall zu ersetzen.

Die Südländer haben jeden waffenfähigen Mann zwischen 18 und 45 Jahren ausgehoben, selbst aus den Districten, welche vorübergehend in der Gewalt der Union waren. So kam es, daß wir wiederholt überlegene Streitkräfte zu bekämpfen hatten, und vor diesen zurückweichen mußten, wie dieses namentlich in den Monaten Juli, August und September 1862 der Fall war, statt daß von Rechtswegen unsere Heere aller Orten hätten zwei oder dreimal so stark sein sollen, als diejenigen des Feindes.

Im Norden wurde zwar viel von der Bewaffnung der Schwarzen ge-

---

*) S. unten §. 12.

sprochen. Allein bis zu dieser Stunde bestehen nur wenige Neger-Regimenter, da und dort zerstreut, schwerlich mehr als 6000 Mann zusammen. Im Süden arbeitet dagegen jeder Schwarze zu Gunsten der Rebellion, sei es daß er Befestigungen errichtet, oder Lebensmittel baut, daß er als Fuhrmann, Koch oder Handwerker dient. Jetzt hat sich das Kriegsministerium zu Washington zwar endlich entschlossen, die Aushebung der Schwarzen mit Kraft zu betreiben. Allein längst sind die Zwei-Jahr-Regimenter entlassen und an deren Stelle steht nicht der zehnte Theil schwarzer Regimenter auf den Beinen.

Der Süden hat unstreitig mit kleineren Mitteln verhältnißmäßig mehr geleistet, als der Norden. Sonst müßte er längst besiegt sein. Namentlich hat sich die südliche Reiterei sehr ausgezeichnet. Einen so tüchtigen Reitergeneral, wie Ashby war und Stuart noch ist, hat der Norden nicht aufzuweisen.

Durchschnittlich waren die nördlichen Truppen besser genährt, besser gekleidet und besser bezahlt, als die südlichen. Dennoch leidet das nördliche Commissariat, Quartiermeisteramt und Zahlmeisteramt an großen Mängeln.

Die Verschwendung und selbst der Betrug, welche in diesen Geschäftszweigen herrschen, haben zu bitteren Klagen Veranlassung gegeben. Es ist ein großer Uebelstand, daß die Besoldung der Officiere nicht aus einem einzigen, sondern aus mehreren, oft drei oder vier Posten zusammengesetzt ist, z. B. Sold, Rationen, Lohn für einen Diener, Ersatz für die Verantwortlichkeit für das Compagnie-Material u. s. w. Es gibt dieses Gelegenheit zu vielen Mißbräuchen.

Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß bei der außerordentlichen Vermehrung aller Dienstzweige des Heeres, unmöglich die sonst übliche Vorsicht angewandt werden konnte. Es galt, so rasch als möglich, so zu sagen, aus dem Nichts die Regimenter zu Tausenden aus der Erde zu stampfen. Das konnte ohne große Mängel nicht ausgeführt werden. Kein anderer Staat der Welt wäre im Stande gewesen, zu leisten, was die Vereinigten Staaten Nordamerika's in ihrer, hoffentlich bald überwundenen Zersplitterung leisteten.

Auch das Fuhrwesen der Armee, welches von so hoher Bedeutung, namentlich auf dem Marsche ist, läßt vieles zu wünschen übrig. Die Wagen und Bespannungen sind zwar meistens gut. Allein die Fuhrleute stehen unter keiner militärischen Disciplin, sind nicht uniformirt und thun daher gewöhnlich, was sie wollen.

Lange Zeit war auch das Medicinalwesen in schlechtem Zustande. In neuerer Zeit soll sich aber vieles gebessert haben. Tausende von Verwundeten und Kranken sind gestorben theils weil man sich gar nicht, theils weil man sich zu spät oder nicht mit der erforderlichen Sorgfalt um sie bekümmerte. Der Staat gab zu allen Zeiten reichlich, was nothwendig war. Allein ge-

wissenlose Beamte entzogen oft den Kranken, was diesen bestimmt war. Besonders wird über die Bestechlichkeit der Medicinalbeamten geklagt. Viele dienstunfähige Leute konnten ihre Entlassungs-Papiere nicht erhalten, wenn sie nicht die Mittel besaßen, sie flüssig zu machen. Viele dienstfähige Soldaten, welche zum Theil wieder in anderen Regimentern gegen Handgeld eintraten, wußten sich ärztliche Zeugnisse ihrer Dienstunfähigkeit zu verschaffen.

Besonders mangelhaft ist in den nördlichen Armeen das Geniewesen beschaffen. Selbst in der nächsten Nähe Washington's, des Sitzes der Centralregierung geschah nichts, um die Communication mit dem Heere zu sichern. Der Weg von Washington zu den Lagern in dessen Nähe war immer sehr schlecht, bisweilen lebensgefährlich, und war sogar mehreremale vollständig unterbrochen. Natürlich, wenn die Wege im Rücken einer Armee grundlos sind, so hat diese Mühe, vorzurücken. Wären die Wege in ihrem Rücken immer in trefflichem Zustande, so könnte man zu allen Jahreszeiten vorgehen.

Der größte aller Mängel lag übrigens in dem Oberbefehle. Auch dieses konnte kaum anders sein. Wie konnten Männer, welche früher höchstens eine Compagnie oder ein Regiment commandirt hatten, plötzlich die Fähigkeit gewinnen, hunderttausende zu führen!

Trotz alle dem hat sich auf beiden Seiten im Ganzen genommen eine außerordentliche Energie, große Tapferkeit und staunenswerthe Fähigkeit, Strapatzen zu ertragen, kund gethan.

Ungeachtet die Minister Buchanan's Monate lang daran gearbeitet hatten, dem Präsidenten Lincoln seine Vertheidigungsmittel zu entziehen und dieser durch den Krieg, den ihm der Süden machte, vollständig überrascht wurde, hat der Norden doch seit dem Anfange des Jahres 1861 unausgesetzte Fortschritte gemacht.

Maryland, Missouri und Westvirginien wurden vom Feinde gereinigt. Nach dem Gewinn der Schlacht bei Sommerset (1862) wurden die Südländer allmählig aus Kentucky vertrieben. Der wichtige Hafenplatz Norfolk in Virginien und die bedeutendste Handelsstadt des Südens New-Orleans wurden erobert. Ein großer Theil des Staates Tennessee mit seiner Hauptstadt Nashville fiel in die Gewalt des Nordens. Mehrere Küstenplätze am atlantischen Ocean in Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgia und Florida wurden erobert, und was der Norden einmal genommen hatte, hielt er unwandelbar immer fest. Nur die Stadt Galveston in Texas machte hiervon eine Ausnahme.

Besonders großartig waren aber die Siege, welche der Norden im Laufe des Juli-Monats 1863 gewann, wie wir im vorigen Paragraphen gesehen haben.

Das Resultat der Kriegführung der Jahre 1861, 1862 und 1863 läßt sich zusammenfassen, wie folgt.

Die Vereinigten Staaten besitzen jetzt eine Armee, wie sich kein anderer

Staat der Welt einer gleichen rühmen kann, was Zahl, Ausrüstung, Kriegstüchtigkeit und Ausdauer betrifft, und eine Flotte, welche die Vereinigten Flotten der ganzen Welt nicht zu fürchten braucht.

Die hölzernen Schiffe der Vorzeit haben für eigentliche Kriegszwecke alle Bedeutung verloren. Nur die mit 200 und 300 Pfündern bewaffneten und mit eisernen Panzern versehenen Dämpfer geben den Ausschlag in der Schlacht. Die Vereinigten Staaten des Nordens besitzen deren nunmehr 60, überdieß 13 Widder-Dämpfer und 19 Mörserboote neuester Construction. Eine gleiche Anzahl so wirksamer Kriegsschiffe findet sich außerhalb der Union nicht mehr, obgleich allerdings, England sowohl als Frankreich eine größere Anzahl unbrauchbarer Schiffe besitzen.

Sobald der Frieden zwischen Nord und Süd gemacht sein wird, vereinigen sich die Armeeen und Flotten beider Theile und bilden dann eine Macht, neben welcher jede andere verschwindet.

England und Frankreich mögen sich hüten, mit dieser anzubinden. Sie könnten dabei schlimme Erfahrungen machen.

Wer hätte im Jahre 1860 noch geglaubt, daß im Schooße der friedlichen Staaten Nordamerika's eine solche Kriegsmacht verborgen liege? Wir selbst, die wir in Amerika ein Jahrzehnt gewohnt, hatten davon keine Ahnung. Das ist die Macht der Freiheit, die Folge der Schonung der Volkskraft im Friedenszeiten. Das durch seine Friedensheere erschöpfte Europa wird in Kriegszeiten die Kehrseite dieses Bildes liefern.

§. 11. Die deutsche Division.

Es ist eine wichtige Frage bei der Organisation der Armeeen der Vereinigten Staaten, ob dabei auf das nationale Element Rücksicht genommen werden solle, oder nicht? Rücksicht wird darauf genommen, das ist Thatsache. In den kleinen Heeren der Republik, welche seit der Annahme der Verfassung des Jahres 1789 bestanden, unterschieden sich immer drei Elemente sehr merklich von einander: das aristokratisch-amerikanische, das irländische und das deutsche. Das erstere hatte mit sehr wenigen Ausnahmen alle Officiersstellen inne. Das zweite und dritte mußte sich mit den untergeordneten Bedienstungen begnügen. Das irländische verstand es aber besser, als das deutsche, die einträglicheren Posten von Sergeant-Majoren, Feldwebeln und Sergeanten zu erreichen.

Der Gegensatz der Nationalitäten fand sich also in dem Heere und die Frage war nur, ob der richtige? Mir schien von jeher die Subordination des deutschen Elements unter das irländische und des irländischen unter das sog. nativistische eine schlechte Ordnung, eine Verkehrung der gesetzlichen Gleichberechtigung, ein Mißbrauch der Gewalt zu sein, dessen schlimme Folgen früher oder später an den Tag kommen müßten.

Dieses geschah denn auch, als der Süden sich vom Norden lossagte. Ein großer Theil der aristokratisch-amerikanisch-nativistischen Officiere ging im Augenblicke der Entscheidung zum Feinde über. Die irländischen und deutschen Massen blieben dem Sternenbanner treu. Allein ohne Officiere vermochten sie wenig zu leisten. Sie wurden, wie z. B. in Texas entweder gefangen genommen oder fortgeschafft. Hätten sie treue Officiere gehabt, würden sie die ihnen anvertrauten Posten behauptet haben, wenigstens bis zum Eintreffen von Verstärkungen.

Der Gegensatz der Nationalitäten kann in einem Staate, wie der amerikanische, in dessen Schooße sich die Bestandtheile noch keineswegs amalgamirt haben, nicht übersehen werden, ohne daß große Uebelstände dadurch hervorgerufen werden. Der aristokratische Amerikaner, der sich native, eingeboren nennt, weil seine Vorfahren schon vor 50 oder 100 oder vor 200 Jahren einwanderten, und welcher von jeher englisch sprach, hat seine religiösen, politischen, socialen und sonstigen Eigenthümlichkeiten, welche er für nothwendige Voraussetzungen jedweder Bildung und Tüchtigkeit hält. Ganz dasselbe ist der Fall beim Irländer und beim Deutschen. Jedes Mitglied dieser drei Nationalitäten wird, wenn es seiner eigenen Wahl folgen kann, unter sonst gleichen Verhältnissen, den sog. Landsmann, dem immer ferner stehenden Sprossen einer anderen Nationalität vorziehen.

Die menschliche Natur und die Macht der äußeren Beziehungen führen dazu mit Nothwendigkeit.

Sollen die Heere so organisirt werden, daß immer das aristokratisch-amerikanische Element oben aufschwimmt, oder so, daß in Abtheilungen verschiedener Nationalitäten immer das Verdienst oben hinaufkömmt? Daß in den alleroberſten Instanzen, im Kriegs-Ministerium, im Heeres-Obercommando, wieder das aristokratisch-amerikanische sog. nativistische Element oben auf sein wird, liegt in den Verhältnissen. Darüber beschwert sich in Amerika kein vernünftiger Mensch.

Im Augenblicke der Entscheidung, d. h. als der Süden das Sternenbanner in den Staub trat, in der Zeit der ersten, frischen Begeisterung, tauchte die Frage von der Wichtigkeit der Nationalitäten für die Eintheilung des amerikanischen Heeres auch auf. Sie wurde schnell durch die Massen entschieden. Die Irländer drängten sich zu den irländischen, die deutschen zu den deutschen Regimentern. Die Deutschen in Amerika hofften, daß sich die deutschen Regimenter zu Brigaden, diese zu Divisionen, und diese endlich zu Armeecorps sammeln würden. Das deutsche Element hätte wohl zwei bis drei solcher Heeresabtheilungen in's Feld stellen können.

Doch mitten im Sturme der Begeisterung, welche die Massen ergriffen hatte, fühlte man die Angst der Behörden durch, das deutsche Element könne durch den Krieg eine Bedeutung erlangen, die man ihm nicht einräumen wollte.

Dem Aufruf, welchen Louis Blenker zur Bildung eines deutschen Jäger-Regiments erließ, entsprachen Tausende. Doch nur 750 Mann durften angenommen werden! Mit Mühe wurde später durchgesetzt, daß das Regiment auf 1045 gebracht werden dürfe.

Bevor noch diese Begünstigung erlangt war, erfuhren wir eines Tages durch die Zeitungen, daß der Unterlieutenant nicht über 21, der Oberlieutenant nicht über 25 und der Hauptmann nicht über 30 Jahre alt sein dürfe; kurz darauf, daß jeder Soldat der englischen Sprache mächtig sein müsse.

Wären diese beiden kriegsministeriellen Bestimmungen irgend berücksichtigt worden, so hätten sich alle deutschen Regimenter sofort wieder auflösen müssen. Sie wurden vollständig ignorirt. Allein die Absicht, welche aus denselben hervorleuchtete, war klar. Man fürchtete das ausländische (foreign) Element und wollte sich bei Zeiten die Mittel schaffen, dasselbe abzuschütteln, falls man dessen nicht mehr bedürfte.

Im Frühjahre 1861 war aber die Noth groß. Die aristokratisch-amerikanisch-nativistische Classe war ganz bereit, Generals- und Obersten-Stellen anzunehmen. Allein zu untergeordnrten Dienstleistungen, vollends gar als Gemeine, hatte sie keine Neigung. Dazu war der Ausländer gut genug. Um ihn aber dazu zu gewinnen, mußte man eben doch seinen Wünschen einige Rechnung tragen. Man durfte die ausländischen Regimenter nicht in die amerikanischen stecken, was man am liebsten gethan hätte.

Im Gegentheile, man gab sogar die Bildung einer deutschen Brigade zu! Einer deutschen Brigade! während in der Armee damals schon der Stoff zu mehr als fünf sich fand.

Diese Brigade bestand 1) aus Blenker's erstem deutschen Jäger-Regiment (dem achten New-Yorker Freiwilligen-Regimente), 2) der sog. Garibaldi-Garde (dem 39. New-Yorker Freiwilligen-Regimente), 3) dem 29. New-Yorker Freiwilligen-Regimente und 4) dem 27. Pensylvanischen Freiwilligen-Regimente.

Oberst Louis Blenker commandirte die Brigade, wurde aber erst später (unterm 9. August 1861) zum Brigadier-Generale förmlich ernannt. Es war keine Kleinigkeit, die Brigade zu Stande zu bringen. Denn jeder Obrist eines Regiments hielt sich selbst ohne alle Frage für die geeignetste Person zum Brigadier. Oberst Utassy, welcher sich Ritter d'Utassy nannte, während seine früheren Bekannten mit ihm in Ungarn unter dem Namen Straßer vertraut waren, glaubte, vermöge seiner unbestrittenen großen Gewandtheit und Sprachkenntniß, dann auch wegen seiner Beziehungen zu dem reichen New-Yorker Kaufmann Grinell besondere Ansprüche auf das Commando der Brigade zu haben*). Steinwehr, der Oberst des 29. New-Yorker Freiwilligen-Regiments blickte mit großer Selbstgefälligkeit auf alle Sterne am deutschen Militärhim-

*) Seine militärische Laufbahn hat indessen sehr unglücklich geendigt. Er sitzt im Zuchthaus.

mel herab und bildete sich ein, mehr, als sie alle in Militär-Angelegenheiten zu verstehen. Einstein, welchen ein sonderbarer Zufall, oder vielmehr nur die in Amerika so große Macht der Verhältnisse an die Spitze des 27. pensylvanischen Regiments gebracht hatte, that sich viel darauf zu gut, daß er mit dem Kriegsminister Cameron, der gleich ihm ein Pensylvanier war, auf vertrautem Fuße lebte.

Ein unbefangener Beobachter würde schwerlich darüber im Zweifel gewesen sein, daß unter diesen vier Obersten Blenker der geeignetste Mann zum Brigadier war. Diese Ansicht theilten aber die betreffenden übrigen drei Obersten keineswegs. Doch sie mußten sich fügen. Blenker übernahm das Commando der Brigade, bevor diese in der Mitte Juli's 1861 aus der Nähe Washingtons dem Feinde entgegenrückte.

Am verhängnißvollen 21. Juli 1861, dem Tage der ersten Schlacht bei Bull Run bildete die deutsche Brigade unter Blenker die Reserve der Armee. Unbegreiflicher und unverantwortlicher Weise wurde sie nicht in den Kampf geschickt, als der südländische General Johnston mit einer rasch herbeigeführten Truppenmacht von vier bis fünf Regimentern den Ausschlag zu Gunsten der Secessionisten gab. Erst Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr wurden wir, als wir auf den Höhen von Centreville lagen, befehligt, dem Feinde entgegenzuziehen und etwa eine Meile südlich von dem Städtchen Position zu nehmen. Dieses geschah in bester militärischer Ordnung, während an uns vorbei in wildester Flucht das geschlagene Heer der Union gegen Washington und Alexandria zu lief.

Unser Regiment, das 8. New-Yorker Freiwilligen-Regiment, stand in erster Linie, die drei anderen Regimenter waren etwas weiter rückwärts aufgestellt. Wir behaupteten unsere Position bis um Mitternacht, nachdem wir einen Cavallerie-Angriff zurückgeschlagen hatten, der kurz nach Sonnenuntergang gegen unsern rechten Flügel vom Feinde gemacht worden war.

Die acht Stunden, während welcher die deutschen Regimenter den Feind in Schach gehalten, hatten unseren flüchtigen Schaaren Zeit verschafft, Washington zu erreichen, oder doch sich von ihrem Schrecken zu erholen. Nachdem die deutsche Brigade acht Stunden lang auf den Beinen gewesen war und jeden Augenblick den Angriff eines Feindes hatte erwarten müssen, trat sie ihren Rückmarsch an, auf welchem ein fünftes deutsches Regiment, das sog. De Kalb-Regiment (41. New-Yorker Freiwillige) Oberst Gilsa, welches nicht minder schlagfertig, als die vier übrigen geblieben war, sich ihr anschloß. Damals gehörte dieses tüchtige Regiment noch nicht zu dem engeren Verbande der Deutschen.

Die deutsche Brigade langte am Tage nach der Schlacht in Washington

an, nachdem sie eine von den eigenen Leuten aufgegebene Batterie von sechs Geschützen mitgenommen und bemannt hatte. Sie selbst hatte zwar einige Todte und Verwundete, aber sonst keinen Verlust erlitten.

Alle Blätter waren voll des Ruhmes und Preises der deutschen Regimenter. Diese waren die einzigen, welche durch ihre untadelhafte militärische Ordnung dem verfolgenden Feinde imponirt und ihn zum Halten gebracht, und welche in ungebrochenen Reihen, trotz den Anstrengungen des Marsches, Washington erreicht hatten.

Louis Blenker war in Aller Munde. Die obern Behörden in Washington waren ihm sehr günstig gestimmt. Seine Brigade wurde zur Division erweitert und er trat an deren Spitze, nachdem er am 9. August 1861 seine Ernennung zum Brigadier erhalten hatte.

Der Neid, welcher schon groß genug gewesen war, als es sich nur um eine Brigade gehandelt hatte, wurde vollkommen meisterlos, da eine Division in Frage stand. Von Blenker's Vorschlag hing die Besetzung der drei Brigadierstellen seiner Division ab. Obristlieutenant Stahel war von Blenker, als er die Brigade übernahm, zum Obersten des 8. New-Yorker Freiwilligen-Regiments vorgeschlagen und von der Regierung bestätigt worden. Als Blenker an die Spitze der Division trat, schlug er den Obersten Stahel zum Commandanten der ersten, den Obersten Steinwehr zum Commandanten der zweiten und den Obersten Bohlen zu demjenigen der dritten Brigade vor. Alle diese Vorschläge wurden von der Regierung genehmigt.

Die vorgeschlagenen und bestätigten Brigadiers wußten ihrem Divisionär wenig Dank für dessen Verwendung. Die meisten der übrigen Obersten aber fingen von dieser Zeit an, mit Blenker immer unzufriedener zu werden, und einige derselben, namentlich Utassy und Schimmelpfennig arbeiteten mit allen ihren Kräften gegen ihn.

Es bildete sich eine vollständige Verschwörung gegen Blenker, an deren Spitze Carl Schurz stand, für welche Gritzner in Washington arbeitete, und in welche viele deutsche Blätter, zum Theil ohne das falsche Spiel zu kennen, verflochten wurden. Blenker sollte mit Gewalt gestürzt werden. Warum? natürlich um einem „bessern" Mann Platz zu machen. Dieser „bessere" Mann sollte Carl Schurz sein, der zwar niemals früher auch nur eine Compagnie commandirt hatte, allein Credit genug in Washington zu besitzen glaubte, um alle seine Pläne durchzusetzen. War er doch kurz zuvor bevollmächtigter Minister und außerordentlicher Gesandter am Hofe von Madrid geworden, ohne vorher im diplomatischen Fache angestellt gewesen zu sein. Freilich hatte er seine Stelle nicht ein ganzes Jahr behaupten können. Da die Diplomatie ihm nicht die gewünschten Lorbeeren gebracht hatte, sollte nun Gott Mars es thun.

An diesen Intriguen nahm Brigadier Bohlen durchaus keinen Theil.

Er war ein viel zu ehrenwerther, über niedern Ehrgeiz erhabener Character, als daß er es hätte thun können. Stahel schwieg dazu. Steinwehr coquettirte mit beiden Theilen, er war entschlossen, sich auf die Seite des Siegers zu schlagen und aus jeder Veränderung möglichst große Vortheile für sich zu ziehen.

Den aristokratisch-amerikanisch-nativistischen hohen Herren in Washington kamen diese Streitigkeiten unter den „Dutchmen", wie sie verächtlich uns Deutsche nennen, sehr erwünscht. Sie wurden dadurch überzeugt, daß, da das deutsche Element unter sich selbst uneins sei, keine besondere Rücksicht auf dasselbe genommen zu werden brauche, daß weitere Zugeständnisse nicht mehr nöthig seien und daß vielleicht selbst ein Theil der bisher gemachten zurückgenommen werden könne.

Von dieser Zeit an wurde die deutsche Division von den hohen Herren in Washington in wahrhaft empörender Weise behandelt. Als sich am 10. März 1862 die Armee in Bewegung gesetzt hatte, kam die Division unter den Oberbefehl des General Sumner, welcher sie durch seine Pedanterie fast zur Verzweiflung brachte, sie wurde dann in die Wildnisse Virginiens geschickt ohne Schuhe, Kleidung und Lebensmittel. Ohne Zelte und Decken mußte sie die Zeit vom 10. März bis Anfangs Mai zubringen. Dann faßten die Leute wohl endlich Kleider, Schuhe und Regenmäntel, aber während des ganzen Monats Mai fehlte es fortwährend an Lebensmitteln. Dabei hatten wir viele Eilmärsche den südlichen Potomac hinauf bis nach Franklin, dann wieder herab bis nach Straßburg zu machen.

Mittlerweile war die Division unter den Oberbefehl des Generals Fremont gekommen. Die in Washington gelegten Minen kamen jetzt zum Platzen.

Carl Schurz, welcher früher jeden Gedanken, als wolle er in den Militärdienst eintreten, weit von sich gewiesen hatte, traf im Hauptquartier ein mit einer Ernennung als Brigadegeneral und einer Empfehlung von Seiten des Herrn Präsidenten Lincoln an General Fremont, ihm das beste Commando in seinem Armeecorps zu geben.

Fremont, welcher ganz ebensowenig Soldat als Schurz und, gleich diesem, auch nur Politiker ist, verstand sich ganz gut mit dem neu ernannten Brigadier. Man wagte zwar nicht, dem General Blenker seine Division offen zu nehmen, denn er hatte sie vom Kriegsministerium zugetheilt erhalten. Allein man chicanirte ihn.

Ohne ihm das Commando der Division zu entziehen, machte man es ihm unmöglich, dasselbe zu handhaben. Am 8. Juni 1862, dem blutigen Schlachttage von Croßkeys rückte z. B. das von Fremont commandirte Corps in folgender Ordnung aus. Den Marsch eröffnete die erste Brigade der deutschen Division, welcher zu ihren vier Regimentern noch ein fünftes von

der zweiten deutschen Brigade zugetheilt war. Dann kam eine amerikanische Brigade. Auf diese folgte die dritte deutsche Brigade, auf diese wieder eine amerikanische und ganz am Ende des Zuges Blenker mit den drei kleinen Regimentern der zweiten deutschen Brigade.

Die Folge dieser Marschordnung, welche geradezu abgeschmackt genannt werden mußte, wenn ihre augenscheinliche Absicht nicht gewesen wäre, Blenker zu kränken, bestand darin, daß, als die Spitze der Colonne auf den Feind stieß, Blenker nichts davon wissen konnte. Kein Bericht wurde ihm geschickt. Als er endlich dem Donner der Kanonen folgend Nachmittags 2 Uhr auf dem Schlachtfelde erschien, fand er daselbst alles in der größten Verwirrung. Das 8. New-Yorker Freiwilligen-Regiment war in unsinniger Weise dem Feinde entgegengeführt und von diesem zur Hälfte aufgerieben worden. Blenker übernahm jetzt das Commando des linken Flügels, schlug einen determinirten Angriff des Feindes mit großem Verluste für diesen zurück und brachte es nach zwei Stunden dahin, daß seine ganze Linie in schönster Ordnung vorging. In diesem Augenblicke erhielt er den Befehl, sich zurückzuziehen mit dem Beisatze, der Feind durchbreche das Centrum.

So kam es, daß der Feind unter Stonewall Jackson sich ungehindert zurückziehen konnte, nachdem er uns großen Schaden zugefügt hatte und auf dem rechten Ufer das Schenandoah am folgenden Tage die Unionstruppen unter Shields schlug.

Beide Niederlagen wären vermieden worden, wenn Blenker im ungestörten Besitze seines Commando's gewesen wäre. Allein wenn politische Rücksichten den Ausschlag im Felde geben sollen, können natürlich keine Siege gewonnen werden.

Unter solchen Umständen konnte Blenker nicht beim Heere bleiben. Er nahm Urlaub, um nach Washington zu gehen. Dort gab man ihm die besten Worte, bis die deutsche Division aufgelöst war. Als dieses geschehen war, bekümmerte man sich nicht mehr um ihn. Er wurde zwar in seiner Stellung als Brigadegeneral vom Senate bestätigt, allein bis zu dieser Stunde nicht mehr im activen Dienste verwendet.

Kurz nach der Abreise Blenkers trat übrigens auch Fremont ab. Sigel übernahm dessen Commando. Er hob die deutsche Division in aller Stille dadurch auf, daß er die zu derselben gehörigen Brigaden verschiedenen Divisionen zutheilte.

Aus der deutschen Division wurde nicht ein deutsches Armee-Corps, wie wir gehofft hatten. Deutsche waren es, und zumal Einer, die es verhinderten, daß jenes schöne Ziel erreicht wurde. Dieser Eine heißt aber Carl Schurz. Doch nur die eine Hälfte seines Planes, die Verdrängung Blenker's ist ihm gelungen; nicht die andere Hälfte desselben, an Blenkers Stelle das Commando der deutschen Division zu erhalten. Freilich wurde bei dieser Gelegenheit die deutsche Division aufgelöst. Allein was lag dem Deutschen Carl

Schurz an der deutschen Division? Als es sich im März 1861 um die Vertheilung der Gnadenbezeigungen in Washington handelte, da war Schurz unter den deutschen Aemterjägern der Vorkämpfer. Dieselbe Stellung als Vorkämpfer unter den Aemterjägern nahm er daher ganz natürlich später wieder ein, als der Krieg mehr Vortheile versprach, als der Frieden. Freilich kam dadurch der deutsche Namen in übeln Geruch, das deutsche Element in Amerika litt darunter sehr. Doch das gilt einem so determinirten Aemterjäger, wie Carl Schurz einer ist, ganz gleich.

Zur Zeit da Blenker das erste deutsche Jäger-Regiment unter die Waffen rief, und später, als er dieses und drei andere deutsche Regimenter bei der ersten Schlacht von Bull Run befehligte, galt der deutsche Name noch etwas in Washington und Amerika, selbst noch, als Blenker bei Croßkeys das Commando des linken Flügels übernahm. Seitdem aber Blenker vom Schauplatz abgetreten ist, tanzen die Herren in Washington den deutschen Generalen auf der Nase herum. Sigel wurde dadurch bestimmt, seine Entlassung einzureichen und hat erst in der allerneuesten Zeit wieder ein Commando erhalten.

§. 12. Die amerikanischen Feldherrn.

Die Gegner jeglicher Freiheit, welche natürlich auch Gegner der amerikanischen Freiheit sind, haben sich ein Geschäft daraus gemacht, die amerikanische Kriegführung überhaupt und namentlich auch die amerikanischen Feldherren zu verunglimpfen. Sie thaten dieses sehr häufig mit Hintansetzung aller geschichtlichen Wahrheit und immer ohne Rücksicht zu nehmen auf die Verhältnisse Amerika's, mit welchen sie durchaus nicht vertraut waren.

So verschieden die Entwickelung war, welche die Vereinigten Staaten Nordamerika's und die Staaten des Königs von Preußen seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nahmen *), so traf sie doch in einem Punkte zusammen. Die amerikanische Union und das europäische Preußen hatten im Laufe der vergangenen achtzig Jahre nur wenig Krieg. Preußen hielt sich allerdings eine große Friedens-Armee, die Union nur eine sehr kleine.

In Preußen hatte die lange Friedenszeit zur Folge, daß, als diese in den Jahren 1792—1795 und in den Jahren 1806—1807 unterbrochen wurde, das Heer, welches doch mit so großen Kosten unterhalten worden war, furchtbare Niederlagen erlitt, welche sich erst dann in entsprechende Siege verwandelten, als das alte unvolksthümliche Wehrsystem mit demjenigen der Landwehr vertauscht, oder doch durch dieses wesentlich verändert, gestärkt und erfrischt wurde.

Als dagegen im Jahre 1812 nach dreißigjährigem ununterbrochenem

*) Im Laufe dieser Zeit hat sich z. B. die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten Nordamerika's von 3 auf 28 Millionen vermehrt.

Frieden in Amerika der Krieg mit England ausbrach, errangen die Söhne der jungen Republik, welche damals noch sehr schwach bevölkert war *), glorreiche Siege zu Wasser und zu Land gegen eine Macht, welche den größten Kriegshelden damaliger Zeit, Napoleon, zur See vernichtet, zu Land aber wenigstens ohne Niederlagen zu erleiden, bekämpft hatte.

Auf die friedliche Zeit von 1783 bis 1812 folgte für die amerikanische Union eine noch längere Friedensperiode von 1815 bis 1861. Sechsundvierzig Friedensjahre, welche nur durch den s. g. mexikanischen Krieg auf kurze Zeit unterbrochen wurden.

Auch in diesem errangen die Vereinigten Staaten Nordamerika's glänzende Siege, obgleich freilich damals nur verhältnißmäßig kleine Heeresabtheilungen unter Waffen waren.

Im Jahre 1861 brach endlich jener Bürgerkrieg aus, welcher jetzt noch wüthet, und welcher Dimensionen angenommen hat, wie noch kein Krieg, welcher jemals geführt worden ist. Allerdings hatte Xerxes ein größeres Heer als die beiden kriegführenden Theile in Amerika, allein dasjenige der Griechen war verhältnißmäßig sehr klein.

Der Präsident der s. g. conföderirten Staaten Jefferson Davis hat vor einigen Monaten officiell erklärt, daß seit dem Beginn des Kampfes von ihm 1,300,000 Mann unter die Waffen gerufen worden seien. Seit dieser Zeit sind wenigstens 200,000 neu hinzu getreten. Die Streitmacht des Nordens war nicht geringer. Man kann also annehmen, daß nicht weniger, als drei Millionen Kämpfer sich in Amerika in den Jahren 1861 bis 1863 gegenüber standen.

Diese Heere entwickelten sich aus einer stehenden Kriegsmacht von nicht mehr als 14,000 Mann, und zwar so rasch, daß vor Ablauf von sechs Monaten seit dem Beginn des Kriegs d. h. im Herbst 1861 schon mehr als eine Million wohlgerüsteter Krieger auf beiden Seiten zu den Fahnen geeilt waren.

Die Schwierigkeiten, welche die amerikanischen Feldherren zu überwinden hatten, bestanden nicht blos in der Größe der zu bewegenden Heeresmassen, sondern auch in der Unermeßlichkeit des Kampfgebietes. Dieses umfaßte 35 Staaten, von welchen manche einen Flächen-Inhalt größer als Deutschland haben, und außerdem ein noch nicht in den Staatenverband aufgenommenes Gebiet, (die s. g. Territorien) welches den Grund und Boden zu vielleicht noch eben so viel künftigen Staaten enthält.

Die Entfernungen müssen da nach Tausenden von (englischen) Meilen berechnet werden.

Von allen amerikanischen Feldherren, welche das Jahr 1861 erlebten,

---

*) Sie zählte damals 6 Millionen weißer Einwohner.

hatte aber nur Einer größere Heeresmassen bewegt, wenn man die amerikanischen Truppen des mexikanischen Kriegs so nennen darf: General Winfield Scott. Dieser war im Jahre 1861 schon zu alt, als daß er selbst im Felde das Commando hätte übernehmen können. Er dirigirte zwar im Anfange des Krieges die Operationen von Washington aus, mußte aber das wirkliche Commando im Felde jüngeren Officieren überlassen, und zog sich überdies schon im Sommer 1861 ganz in's Privatleben zurück.

Zur Zeit der ersten Schlacht von Bull-Run (21. Juli 1861) commandirte General Mac-Dowel das nördliche Heer. Die Generale Beauregard und Johnston befehligten das südliche.

Die Schlacht ging für den Norden verloren, weil der Unions-General Paterson, dessen Aufgabe war, die ihm weiter westlich gegenüber stehenden südlichen Truppen zu beschäftigen, diese ohne sie zu verfolgen, abziehen ließ, wovon die Folge war, daß seine Truppen müßig lagen, während die bei Bull-Run kämpfenden Nordländer, welche die Armee von Beauregard schon zurückgedrängt hatten, ihrerseits durch den mit frischen Streitkräften herbeiziehenden General Johnston geschlagen wurden.

Die Schuld dieser Niederlage traf in erster Linie den General Paterson, in zweiter dagegen den General Mac-Dowel, theils weil dieser nicht bei Zeiten seine Reserven an sich zog, durch welche er noch im letzten Augenblicke das Kriegsglück hätte wenden können, theils aber auch, weil derselbe nichts that, um den Rückzug wenigstens in guter Ordnung zu machen, während er in eine schimpfliche Flucht ausartete, an welcher fast nur die deutschen Regimenter, die Brigade unter Blenker und das de Kalb-Regiment unter Gilsa keinen Theil nahmen.

General Mac-Dowel hätte damals schon abgesetzt werden sollen. Das geschah nicht. Er sowohl, als der unter ihm befehligende Brigadier Miles, welcher als Commandant der Reserve sich gleichfalls durchaus unfähig erwies, blieben im Dienste, wenn auch, wie man damals glaubte, in minder wichtigen Stellungen *).

Das Obercommando der Armee übernahm General Mac-Clellan. Er vermied während der guten Jahreszeit und während des Winters fast ängstlich jeden Zusammenstoß mit dem Feinde. Allein er organisirte ein Heer von mehr als einer halben Million Krieger, welches im Stande war, die Scharte von Bull-Run auszuwetzen.

Erst am 10. März 1862 setzte sich die große Potomac-Armee unter Mac-Clellan in Bewegung. Der Feind zog sich zurück, und es wurde nun

*) Miles wurde Commandant von Harper's Ferry, das er im September folgenden Jahres (1862) mit 12000 Mann dem Feinde übergab. Nachdem er dieses gethan, fiel er durch eine verspätete Kugel.

der Beschluß gefaßt, den größten Theil des Heeres einzuschiffen, im Süden von Richmond, dem Sitze der südlichen Centralregierung, zu landen und von da den Angriff auf die Hauptstadt Virginiens zu unternehmen. Dieser sollte unterstützt werden durch zwei Armee-Corps, von denen das eine unter Mac-Dowel, das andere unter General Fremont stand. Ersterer sollte von Norden, letzterer von Nordwesten concentrisch auf Richmond vorrücken, während Mac-Clellan vom Süden aus operirte. Der Feldzug mißlang, weil Fremont, welcher die Mittel besaß, den General Stonewall Jackson aufzureiben oder gefangen zu nehmen, diesen entschlüpfen ließ und weil Mac-Dowel nicht vorrückte. Allein konnte Mac-Clellan die ihm gewordene Aufgabe nicht erfüllen, nachdem Stonewall Jackson mit einem siegreichen Heere nach Richmond gelangt war. Mac-Clellan mußte sein Heer wieder einschiffen. Er hatte furchtbare Verluste erlitten, war zurückgedrängt worden, blieb jedoch bis zum Ende Meister seiner Bewegungen, und hatte dem Feinde großen Schaden gethan. Die Zahl der Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten ziemlich gleich geblieben. Prinz Joinville, welcher diesen Feldzug unter Mac-Clellan mitmachte, stellt demselben ein sehr günstiges Zeugniß aus.

Nach dem Abzuge des Unionsheeres aus der virginischen Halbinsel warfen sich alle verfügbaren Truppen auf das Heer, welches unter dem Obercommando des Generals Pope die Abtheilungen von General Fremont und General Mac-Dowel in sich faßte und vom Rappahannock gegen den Rapidan-Fluß vorgerückt war, um dem General Mac-Clellan die Einschiffung seines Heeres zu erleichtern.

Pope mußte sich zurückziehen. Er verlor nach vielen kleineren Gefechten die großen Schlachten bei Manassas und zweitem Bull-Run (29. u. 30. August 1862) in Folge seiner offenbaren Unfähigkeit und derjenigen seines Untergenerals Mac-Dowel, welcher zwar von dem Kriegsgerichte, nicht aber von der öffentlichen Meinung frei gesprochen wurde.

Washington und Baltimore waren bedroht. Mac-Clellan trat wieder an die Spitze der Haupt-Armee, schlug (19. September 1862) die Südländer bei Antietam und zwang sie zum Rückzuge über den Potomac. Allein er verfolgte nicht den zurückgedrängten Feind, that nichts im Laufe von sechs Wochen und verlor deshalb in den ersten Tagen Novembers den Oberbefehl.

An seine Stelle trat General Burnside, welcher sich als Oberst eines Regiments sehr hervorgethan hatte, allein augenscheinlich die zum Oberbefehle eines Heeres von 120,000 Mann erforderlichen Eigenschaften nicht besaß. Er verlor (13. December 1862) die Schlacht bei Fredericksburg und in dessen Folge bald darauf wieder das Obercommando. Die Schuld dieser Niederlage theilt sich zu ziemlich gleichen Theilen zwischen dem Kriegsministerium, welches dem Generale Burnside die erforderlichen Ponton's nicht rechtzeitig lieferte, dem General Franklin, welcher die Befehle Burnside's nicht

vollzog und Burnside selbst, welcher es nicht verstand, den Angriff auf die Befestigungen des Feindes richtig zu leiten, den Fehler Franklins nicht frühzeitig genug erkannte und wieder gut machte, die Zeit, während welcher er auf die Pontons warten mußte, nicht benützte, und ein ganzes Armeecorps (dasjenige Sigel's, das elfte) thatenlos in seinem Rücken stehen ließ, während es durch einen Angriff auf die linke Flanke des Feindes den Ausschlag hätte geben können.

Burnside machte dem General Hooker Platz, welcher die Schlacht bei Chancellorsville (3. Mai 1863) verlor, dessen ungeachtet aber im Commando blieb bis zum Ende Juni's l. J. Hooker hatte sich sehr scharf, ja gehässig über Mac-Clellan geäußert, und hatte viel zu dessen Sturze beigetragen. Selbst aber leistete er sehr wenig. Der Verlust der Schlacht bei Chancellorsville fällt augenscheinlich niemandem, als ihm selbst zur Last. Nachdem er über den Rappahannock gesetzt war, mußte er den Feind mit seiner ganzen Macht sofort angreifen. Statt dessen ließ er diesem Zeit, sich zu sammeln, zuerst seinen rechten Flügel und dann seinen linken mit Uebermacht anzugreifen, wovon die Folge war, daß Hooker mit seinem ganzen Heere den Rückzug über den Rappahannock antreten mußte. Der Versuch, die Schuld der Niederlage auf das theilweise aus Deutschen bestehende 11. Armeecorps zu wälzen, ist siegreich zurückgewiesen worden. Nicht die tapferen deutschen oder amerikanischen Soldaten dieses Corps, sondern der seiner Aufgabe nicht gewachsene General Hooker hat den Verlust der Schlacht von Chancellorsville zu vertreten.

Nachdem Hooker über den Rappahannock zurückgegangen war, trafen die Südländer Anstalten, ihrerseits angriffsweise vorzugehen. Hooker verlegte ihnen nirgends den Weg. Ohne auf Widerstand zu stoßen, gingen sie über den Rappahannock und Potomac, drangen in Maryland und Pennsylvanien ein, machten unermeßliche Beute und verbreiteten Schrecken weit und breit.

Endlich wurde Hooker seines Befehls enthoben. General Meade, welcher ihn ersetzte, hatte früher nie ein selbstständiges Commando gehabt. Allein als Führer des fünften Armeecorps hatte er sich schon bei manchen Gelegenheiten, namentlich in der Schlacht bei Chancellorsville rühmlichst hervorgethan. Ihm ist es denn auch gelungen, den General Lee, welcher das Heer der Südländer befehligte, bei Gettysburg in Pennsylvanien auf das Haupt zu schlagen, und zwar mit einem Erfolge, wie kein südlicher General einen solchen jemals gegen ein nördliches Heer gewann.

Zwischen dem Kriegsschauplatze in der Nähe des atlantischen Oceans, dessen Generale wir kurz besprachen, bis zu den Ufern des Mississippi liegen beiläufig 1500 englische oder 300 deutsche Meilen in der Mitte. Auf dieser ganzen Strecke: in West-Virginien, Kentucky und Tennessee, und jenseits in Missouri, Arkansas, Arizona und Neu-Mexiko wurden blutige Schlachten ge-

schlagen. Von den Feldherren, welche sich dort hervorthaten, nennen wir hier nur die Generale Banks, Grant und Rosekranz.

General Banks, welcher im Staate Louisiana commandirt, rückte von Neu-Orleans vor bis in die Stadt Alexandria, wohin der Sitz der Regierung des Staates von Seiten der Südländer verlegt worden war, nachdem der frühere Regierungssitz Batonrouge von den Nordländern besetzt worden war. Aller Orten trieb er zwar die Feinde vor sich her, ohne jedoch das Land zur Unterwerfung bringen zu können, indem die Herrschaft der Unionstruppen aller Orten in den feindlichen Staaten nicht weiter als bis zu den Spitzen ihrer Bajonette reicht. Nach den jüngsten Nachrichten eroberte Banks Anfangs Juli l. J. die letzte Feste, welche die Südländer am Mississippi festhielten, Port Hudson.

Nach langen und mühsamen Kämpfen und Strapatzen nahm General Grant am 4. Juli die Stadt Vicksburg am Mississippi, welche sowohl gegen die Wasser- als Landseite zu sehr stark befestigt worden war. Er erwarb sich wohlverdienten Ruhm, indem dadurch die Herrschaft der Union über den Mississippi festgestellt und die jenseits desselben befindlichen Staaten von den diesseitigen getrennt und so das feindliche Gebiet in zwei Hälften gespalten wurde, welche jetzt nicht mehr, oder doch nur mit großen Gefahren mit einander Verkehr pflegen können.

General Rosekranz, welcher im Staate Tennessee commandirt, gewann, nachdem sein rechter Flügel durch feindliche Uebermacht schon weit zurückgetrieben worden war, die Schlacht von Murfreesborough (31. December 1862 bis 4 Januar 1863) und beschäftigte seit dieser Zeit unausgesetzt die ihm gegenüberstehende feindliche Armee in der Weise, daß sie dem hart bedrängten Vicksburg nicht zu Hülfe ziehen konnte. Nach den neuesten Nachrichten ist er im steten Vorrücken begriffen. Rosekranz ist ein ausgezeichneter General, welcher es versteht, sich die Liebe und Achtung der unter ihm dienenden Truppen im höchsten Grade zu sichern, und welcher bis jetzt aus allen Gefechten sowohl in Westvirginien, wo er früher commandirte, als in Tennessee siegreich hervorging.

Seit dem Beginn des Kriegs haben die Unionstruppen außer zahlreichen Küstenplätzen am atlantischen Ocean

1) die zweifelhaften Staaten Maryland und Missouri vollständig,

2) die überwiegend feindlichen Staaten Virginien, Kentucky und Tennessee theilweise,

3) von den durchaus feindlichen Staaten Arkansas, Mississippi und Louisiana sehr ansehnliche Strecken in die Gewalt der Union gebracht.

Das Gebiet, welches auf diese Weise gewonnen wurde, nachdem es sich von der Union losgesagt hatte, umfaßt viele tausend deutsche Quadratmeilen,

einen Raum, welcher größer ist, als Deutschland, Frankreich und Italien zusammengenommen.

Allerdings haben sich die Generale Mac-Dowel, Pope, Burnside und Hooker nicht als tüchtig erwiesen. Allein sie wurden rasch vom Obercommando entfernt. Die Generale Mac-Clellan, Banks und viele andere haben sich jedenfalls gut gehalten, wenn ihnen auch vielleicht nicht ein hervorragendes militärisches Genie zuerkannt werden mag.

Die Generale Rosekranz, Grant und Meade auf nördlicher Seite, die Generale Beauregard, Johnston, Stonewall Jackson, Lee, die Reiterführer Aschby und Stuart auf südlicher Seite werden aber gewiß in der Kriegsgeschichte einen dauernden Ruhm behaupten.

Wer die Thaten dieser Feldherren beurtheilen will, muß sich mit den Schwierigkeiten vertraut machen, welche sie zu überwinden hatten.

Wir haben uns mehr zu wundern darüber, daß sich in so kurzer Zeit so viele tüchtige Generale, welche früher entweder noch gar nicht, oder höchstens eine Compagnie oder ein Regiment commandirt hatten, entwickeln konnten, als daß Fehler im Commando gemacht wurden.

Die Vereinigten Staaten Nordamerika's, der südliche Theil sowohl, als der nördliche, haben im Laufe der letzten Kriegszeit eine Wehrkraft an den Tag gelegt, welche alle Erwartungen des In- und Auslandes übertraf. Wenn sie, wie die Staaten Europa's, in der vorhergehenden Zeit ihre beste Kraft durch das Halten unermeßlicher Friedensheere verpufft hätten, wäre ihnen dieses unmöglich gewesen. Der Wehrkraft der Union entsprach ihre Finanzkraft. Der Krieg in den Vereinigten Staaten hat nach einer mäßigen Schätzung bis zu dieser Stunde (August 1863) wenigstens 4000 Millionen Dollar, oder zwanzigtausend Millionen Franken verschlungen. Welcher Staat des europäischen Continents vermöchte im Laufe von 29 Monaten solche Summen aufzubringen *), auch wenn er, wie Rußland, doppelt so viele Einwohner zählt?

Ohne Zweifel wird, nach Beendigung des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten Nordamerika's ein Zusammentreffen zwischen amerikanischen und europäischen Kriegern stattfinden. Denn nimmermehr wird es die Union dulden, daß sich Napoleon auf den Trümmern der mexikanischen Freiheits-Partei und im Bunde mit einem verrätherischen Pfaffenthum an ihren Grenzen festsetze. Dann wird es sich zeigen, ob amerikanische Truppen und Generale, deren Bekanntschaft früher die Engländer gemacht haben, nicht auch den Franzosen gewachsen sind.

---

*) Die Vereinigten Staaten Amerika's zählen jetzt 28 Millionen weißer und 4 Millionen farbiger Einwohner.

II. Im Osten des Oceans.

§. 13. Erste Eindrücke.

Am 16. Mai 1863 schiffte ich mich zu New-York ein. Der Hamburger Schraubendämpfer Teutonia, Capitän Taube, nahm mich auf. Das Schiff war gewissermaßen ein wogendes Kleindeutschland. Bemannung und Passagiere waren fast ganz deutsch. Die meisten Staaten des zerrissenen Vaterlandes waren vertreten. Doch dieses Kleindeutschland war wohl geordnet. Es hatte eine Centralgewalt, wenn auch kein Parlament. Capitän Taube hielt mit mildem Scepter treffliche Ordnung. Wir hatten kein günstiges Wetter, fast immer Regen und conträre Winde.

Die ersten Zeitungen, welche wir in der Nähe von Southampton wieder zu Gesichte bekamen, brachten uns die Neuigkeit, daß König Wilhelm I. die Ständeversammlung vertagt, das Haus der Abgeordneten in Ungnade nach Hause geschickt habe. Als wir landeten, erhielten wir Kenntniß von den Preß-Ordonnanzen. Das Volk von Berlin erhob sich aber nicht, wie dasjenige von Paris im Juli 1830. Es ertrug den ihm und dem übrigen Preußen-Volke, der deutschen Nation und der Menschheit gebotenen Hohn mit wahrhaft christlicher Geduld.

Hamburg erschien mir, im Vergleich mit dem bewegten New-York sehr menschenleer und still. Allein es that mir die Ruhe wohl, die überall herrschte. Das Drängen in den Straßen der Hauptstadt der neuen Welt, zumal im Broadway hat etwas nervenangreifendes. Wer da nicht unausgesetzt auf seiner Hut ist, kann leicht zu Schaden kommen. Auf den freien Plätzen und in den Straßen Hamburg's ging es sich so ruhig, als ob niemand Eile hätte.

So friedlich und stille mir auch Hamburg erschien, so war Bergedorf doch noch stiller. Allein ich fühlte gar nicht das Bedürfniß, mich bemerkbar zu machen, wie ein Heidelberger Correspondent der Frankfurter Oberpostamtszeitung von mir glaubte, sondern im Gegentheil war mir Hamburg noch nicht ruhig genug. Ich fuhr nach dem kleinen Städtchen und brachte dort in voll-

kommener Zurückgezogenheit vierzehn Tage zu. Ich hatte keine Kenntniß von dem Mannheimer Schützenfeste. Doch der bezeichnete Correspondent wußte es besser. Demselben zufolge hatte ich nichts eiligeres zu thun, als nach Mannheim zu fahren und mich dort als Redner einschreiben zu lassen. Dieser Correspondent war gewiß ein Gesinnungsgenosse jenes Historikers, der, nachdem ich zehn Tage vor den Geschworenen gestanden und mich wegen jeder während der badischen Revolution weggekommenen Tabakspfeife und jeden müde gerittenen Gaules vertheidigt hatte, mir vorwarf, ich sei mit 15,000 fl. durchgegangen, ein Betrag, den mir die drei Herren Staatsanwälte, die mir gegenüber standen, sicher nicht geschenkt haben würden. Doch es gibt eine Art von Historikern in Deutschland, die ihr Handwerk noch besser verstehen, als die fürstlichen Staatsanwälte.

Auch als ich von Bergedorf abreiste, ging es nicht zum Schützenfeste nach Mannheim, sondern nach Leipzig, wo ich mich nach den Verhältnissen der Presse umsehen wollte. Die fand ich sehr gepreßt. Solche Angst hatte ich seit dem Treffen von Bull-Run nicht mehr in Gesichtszügen, Haltung und Sprache wahrgenommen. O königlich sächsische Preßfreiheit! Doch diese Angst der königlich sächsischen Buchhändler war, wie sie dachten, wohlbegründet. Man verwies mich auf die noch in jüngster Zeit ergangenen Strafurtheile und prozessualischen Verfolgungen, auf die in dem „Strafgesetze“ schlau gelegten Fußangeln und Fallstricke und die willigen Vollstrecker allerhöchster Ukase. Von Gesetzen im wirklichen Sinne des Wortes kann natürlich in Sachsen nicht mehr die Rede sein, seit die ganze Gesetzesfabrik durch den Staatsstreich der Regierung im Jahre 1850 umgestoßen worden war. Mit dem Wahlgesetze, das die königlich sächsische Regierung über den Haufen warf, ging der Boden des Gesetzes für das Land verloren.

Nicht lange hielt ich mich in der angsterfüllten, unter Königl. sächsischen Zuchtruthen gehaltenen Metropole des deutschen Buchhandels auf. Ich dachte, wenn die Presse so geknutet wird, kann die Rede kaum frei sein. Und da soll das Turnfest gefeiert werden! Das hat keine Gefahr. In Leipzig trägt jeder seinen Gensd'arm in der Brust mit sich. Unter dem Damokles-Schwerte der sächsischen Preß-Ukase ist ein frommes Geschlecht herangezogen worden, das wird die Güte der Regierung nicht mißbrauchen, welche die Feier des Turnfestes huldreichst gestattet hat. Die Größe der getroffenen baulichen und wirthschaftlichen Anstalten wird alle Mängel auf dem Gebiete des Geistes verdecken. So dachte ich, als ich in Leipzig war. Mittlerweile ist das Turnfest abgehalten worden. Der Minister, welcher den Umsturz der sächsischen Landesverfassung und der deutschen Reichsverfassung auf dem Gewissen, hat es gewagt, sich dort zu zeigen und sogar zu sprechen. Doch Schaffrath hat die Ehre der Turner gerettet, indem er dem Minister die Wahrheit sagte.

Ich fuhr nach Coburg, wo ich am 21. Juni eintraf. Da wehte ein viel

freierer Geist, als in dem viel größeren Leipzig. Da hörte ich keine Klage über Eingriffe in die Freiheit der Presse. Ich vermied öffentliche Plätze und größere Gesellschaften. Allein in den Kreisen, in deren Mitte ich mich bewegte, herrschte keine Furcht und keine Sorge. Der Alp, welcher auch auf Coburg, wie auf dem übrigen Deutschland gelastet hatte, war schon vor längerer Zeit hinweggeschoben worden.

Es sind nahezu drei Monate, seit ich am 2. Juni den deutschen Boden wieder betrat. Aus meiner stillen Klause heraus habe ich mir das liebe Deutschland angeschaut. In Baden bin ich amnestirt, in Bayern noch zum Tode verurtheilt. Das soll mich aber nicht abhalten, meine Herzensmeinung ungeschminkt über Deutschland, wie über Amerika, auszusprechen. Zum Tode verurtheilt in Bayern und in Baden amnestirt! Ist das nicht das leibhaftige Deutschland? Was habe ich dem Könige von Bayern gethan, daß er von seinem Todesurtheile nicht lassen will? Und er weiß wohl gar nicht einmal, daß ich in seiner Residenzstadt München geboren bin, weil Herr Brockhaus im Conversations-Lexikon behauptet, ich habe in Rußland das Lebenslicht zuerst gesehen. Ich habe die Grenzen des russischen Reiches noch nie betreten, obgleich mein Vater und Großvater in russischen Diensten standen. Ich selbst war nur vier Jahre lang fürstlicher (oldenburg'scher) Diener in sehr jungen Jahren. Als ich, nach römischem Rechte, volljährig wurde, fühlte ich mit Marquis Posa, ich könne nicht Fürstendiener sein und bin es nachher nicht wieder gewesen.

Der König Max von Bayern hat gar keinen Grund, mir böse zu sein. Ja, wenn König Ludwig noch am Ruder wäre! Er möchte mir grollen. Aber König Max II. sollte dankbar sein. Denn ich habe durch die von mir s. Z. im deutschen Zuschauer veröffentlichten Lola-Artikel mein Schärflein zu seiner Erhebung beigetragen. Zwar „Pfaffentrug und Weiberlist geht über Alles, wie ihr wißt," nur über eines nicht, nicht über den Undank der Fürsten.

Was hilft die badische Amnestie, wenn der König von Bayern darauf besteht, daß mein Haupt unter die Guillotine solle? Oder rettet mich vielleicht mein badisches lebenslängliches Gefängniß? Kann Baden nicht so räsoniren: wir haben ein Vorrecht auf ihn, denn wir hatten ihn schon vor Bayern in unseren Klauen. Wir verurtheilten ihn zu 5 Jahren und acht Monaten Einzelnhaft wegen unvorbedachtlichen Hochverraths, ehe Bayern noch daran dachte, auf ihn zu fahnden. Später verbesserten wir diese Sentenz auf Lebenslänge. Juristisch gehörte er daher uns für diese Zeitlichkeit. Wir amnestirten ihn nicht zum Zwecke bayerischer Guillotinirung, das wäre schlimmer, als Begnadigung zu Pulver und Blei, also —

Es wäre eine sonderbare Auferstehungsgeschichte, wenn mir jetzt in Bayern, nach glücklich zu Stande gekommenem Contumacial-Urtheile, von neuem der Prozeß gemacht werden sollte! Die Geister Robert Blum's, Tiedemann's

und Dortü's, die Geister der Opfer von Arad, sie alle, an denen mein Herz noch immer liebend hängt, — sie stünden mir zur Seite. Ja, wenn ich wüßte, daß ich mit diesen Heroen jenseits zusammenträfe, so könnte ich mir wohl gar die bayrische Guillotine wünschen. Denn es schien mir oft, als ob mit jenen Märtyrern der Freiheit die bessere Hälfte der Menschheit hinübergegangen wäre.

Doch noch bin ich unter den Lebenden, und habe, als solcher, heilige Pflichten — im Hinblicke auf die geliebten Todten und die Zurückgebliebenen.

Wie erschienen mir doch meine Landsleute so gedrückt, als ich nach Deutschland zurückkehrte! Schon in Leipzig sah ich die Frauen mit schweren Körben auf dem Rücken. In Coburg ist es mein tägliches Leiden, dieses sehen zu müssen. Ich hatte es ganz vergessen, daß das in Mittel-Deutschland so üblich sei. In England, in Amerika sieht man so etwas nicht. Da thut der Mann die schwere, die Frau nur die leichtere Arbeit. In den Straßen des geschäftigen New-Yorks bliebe alle Welt stehen, wenn eine Frau mit einer schweren Butte schwankenden Wassers, oder einem hochaufgebeugten Korbe mit Gras sich zeigte. Ich wundere mich nicht, daß neben jeder so beladenen Frau ein Krüppel herschlendert. In dem großen New-York habe ich in Jahr und Tag nicht so viele verwachsene Menschen gesehen, als hier in einer Stunde.

Das sind die Zeichen der Armuth! Aus Lust trägt niemand schwere Bürden. Die Einen können nicht anders, die Andern folgen dem gegebenen Beispiele. Aber daß die Frauen die schwersten Lasten tragen, das ist ein Ueberrest mittelalterlicher Barbarei. Der Mann sollte die schwerere Last auf seine Schultern nehmen und der Frau die leichtere lassen.

Doch diese Vertheilung der Lasten beruht nicht auf Zufall. Sie geht durch das ganze Leben in Deutschland. Der schwächere, der ärmere, der gedrücktere Theil der Nation muß den größern, den schwerern, den peinlichern Theil der Abgaben und Dienste leisten. Nicht der Ueberfluß, nein die Armuth wird besteuert, nicht der Reiche, der weiß sich loszukaufen, sondern der Arme muß den Frohndienst im stehenden Heere thun.

Trotz alle dem ist es doch in Deutschland besser geworden seit den vorsündfluthlichen Zeiten, seit den Tagen vor 1848. Die Städte haben sich erweitert und verschönert. Eisenbahnen und Telegraphenlinien durchschneiden die Länder. Die Beamten sind nicht mehr so grob wie früher, wenn auch noch gar häufig steif und ungeschickt genug, namentlich im Vergleich mit ihren Genossen jenseits des Oceans.

Aber auf welchem Boden ruhen alle diese Zustände? Ruhen sie auf dem festen Boden des Gesetzes, des Vertrauens auf die herrschenden Gewalten? Ist Deutschland durch Einheit zur Freiheit gekommen, wie man sich 1848 aus-

zudrücken pflegte? Wie verhält es sich mit der breitesten demokratischen Basis, von der wir damals so vieles zu hören bekamen?

Hoch in den Lüften, von Wolken umgeben, in Nebel verhüllt, schwebt Deutschlands Einheit und Freiheit. Wer diese beiden Worte im Munde führt, ohne den Weg zu bezeichnen, der zu deren Verwirklichung führt, ist nur Mann der Phrase, und wenn er zehnmal auf die Büchse pocht, die er auf der Schulter hängen hat.

Der Weg zu Deutschlands Freiheit und Einheit führt über die Körper aller derjenigen, die ihr widerstreben. Wer nicht den Muth hat, diese Körper zu bezeichnen, zur Seite zu schieben, oder wenn es sein muß zu durchbohren, der rede von deutscher Einheit und Freiheit nicht!

Einheit und Freiheit! O welch' erhabene Bilder umschweben mich beim Klange dieser Worte! Doch meine Ideale sind hier nicht maßgebend. Ich füge mich der Stimme der Mehrheit, deren Gedankenflug minder hochstrebend ist.

Was versteht die Mehrheit der deutschen Nation unter Einheit und Freiheit? Kann darüber ein Zweifel sein? Haben die Stellvertreter der Nation nicht in Frankfurt a/M. getagt? Haben sie nicht die Verfassung Deutschlands fertig gebracht?

Vielleicht wirft man mir ein: „wie kannst du dich auf diese berufen? Du hast dich ja selbst der Mehrheit nicht gefügt!"

Ich sagte voraus schon in den Tagen des Vorparlaments: die Fürsten würden die Verfassung einer constituirenden Versammlung noch weniger halten, als diejenige, welche sie selbst 1815 in der deutschen Bundesacte der Nation gaben. Wir griffen zum Schwerte, weil wir von diesem Grundgedanken beseelt waren. Und hat die Erfahrung nicht bewiesen, daß wir Recht hatten? Daß wir in der Minderheit blieben und unterlagen, beweist nach diesen Erfahrungen nur, daß die Mehrheit von einer völlig ungegründeten Vertrauensseligkeit erfüllt war, von der wir uns frei fühlten und von der durch unsere Warnungen auch die Nation zu emancipiren wir für unsere Pflicht gehalten hatten.

Doch lassen wir die Vergangenheit ruhen! Hätten wir gefehlt, fürwahr es geschah in gutem Glauben. Soll Deutschland dafür büßen? Genug! Ich füge mich jetzt der Majorität. Ich unterwerfe mich der Verfassung vom 28. März 1849, weil sie doch eine Abschlagszahlung auf dasjenige ist, was ich als ewiges und unveräußerliches Recht der Nation betrachte, weil ich in ihr ein Banner erkenne, um das die Nation sich schaaren kann.

Die Reichsverfassung vom 28. März 1849, oder das Chaos? — das ist die Frage unserer Zeit. Die Reichsverfassung vom 28. März 1849 oder ein Bürgerkrieg, schrecklicher als derjenige, der seit mehr als zwei Jahren in Amerika wüthet. Wer da glaubt, der deutsche Bundestag zu Frankfurt könne

ewig, könne nur noch ein halbes Jahrzehnt bestehen, kennt die Annalen der Geschichte, kennt deren Gesetze nicht.

Es läßt sich nicht leugnen, denn der Augenschein beweist es, daß wir in Deutschland in den wichtigsten Beziehungen schon der äußeren Erscheinung nach, tief unter den Bewohnern der Vereinigten Staaten Nordamerika's stehen. Die Bewohner dieser Staaten sind durchschnittlich besser gekleidet, besser genährt, mit schöneren und bequemeren Wohnungen versehen, als die Deutschen. Sie haben durchgängig zweckmäßigere Werkzeuge, Ackergeräthschaften, Wagen, Maschinen aller Art. Sie erwerben durchschnittlich zwei bis dreimal soviel und können daher auch mehr auf sich selbst und ihre Familien verwenden.

Uns Deutschen fehlt es noch ganz und gar an der Organisation, an dem Mechanismus, welcher durchgreifende Mängel abschaffen und entsprechende Verbesserungen einführen könnte.

Vom Bundestage, der auf dem Umsturz der Reichsverfassung in rechtswidriger Weise wiederhergestellten, reactionären Polizei-Anstalt erwartet niemand etwas Gutes*). Außer dieser gibt es gar keine, ganz Deutschland umfassende Behörde. Jedes Gesetz, welches auch im besten Sinne in einem Einzelstaate erlassen wird, hilft wenig, weil es immer von sehr beschränkter Ausdehnung ist.

Bevor Deutschland eine Centralgewalt besitzt, ist die Möglichkeit einer umfassenden Verbesserung gar nicht gegeben. Was während des dermaligen rechtlosen Zustands geschieht, ist entweder Krebsgang oder Fortschritt mit Fesseln aller Art, Fesseln der Schwingen und Fesseln der Gränzmarken.

Die Voraussetzung, ohne welche kein Land jemals mein altes Motto: „Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle" verwirklichen kann, ist eine Centralgewalt, welche die Macht dazu hat, d. h. welche von oben herab die Bestrebungen, die von unten herauf in dieser Richtung gemacht werden, fördert, kräftigt und vollzieht.

Bevor eine solche Centralgewalt gebildet ist, mögen Turner, Schützen, Abgeordnete, Industrielle, Volkswirthschaftler, Naturwissenschaftler und alle möglichen andern Repräsentanten einzelner Strebungen der Nation tagen, die öffentliche Meinung mag sich noch so bestimmt über die herrschenden Uebelstände aussprechen, — alles dieses führt nicht einmal zu der Bildung eines Organs, welches möglicherweise Abhülfe gewähren könnte.

Die Erfahrung hat bewiesen: nur die Angst kann Zugeständnisse von den Regierungen erpressen und diese werden nicht länger gehalten, als ihre Quelle (die Angst) dauert. Das ist der wirkliche Sachverhalt in Deutschland.

Solange die deutsche Nation nicht den Muth besitzt, die Männer, welche

*) S. mein öffentliches Recht des deutschen Bundes. Mannheim Bensheimer 1846.

1848 und 1849 Gut und Blut für die Sache der Einheit und Freiheit Deutschlands einsetzten, auch nur in ihre früheren Stellungen wieder einzusetzen, fehlt es ihr noch ganz und gar an derjenigen Stimmung, welche allein die Fürsten zu durchgreifenden Zugeständnissen bestimmen könnte.

§. 14. Amnestie

wird von einer staatsklugen Regierung ihren früheren Gegnern gewährt, sobald sie sich stark genug fühlt, von denselben nichts mehr befürchten zu müssen und die öffentliche Meinung diesen Act verlangt.

Der Zweck derselben ist Versöhnung der politischen Parteien. Daher ist es immer sehr verkehrt, einer Amnestie Bedingungen beizufügen, welche den betreffenden Personen entweder lästig, oder gar demüthigend sind. Denn in diesem Falle wird der Zweck der Amnestie nicht erreicht. Im Gegentheile erhält die frühere Mißstimmung neuen Nahrungsstoff. Im Drange der Verhältnisse mag wohl mancher politische Flüchtling oder Gefangene von der Amnestie Gebrauch machen; allein Männer von Character erniedrigen sich nicht selbst. Sie nehmen keine Bedingung an, welche ihrer Ehre zu nahe tritt und werden lieber im Auslande bleiben, als dieses thun.

Nachdem die badische Regierung durch ihre reactionären Maaßregeln eine halbe Million Einwohner aus dem Lande vertrieben hatte *), sah sie sich doch endlich veranlaßt, einzulenken. So kam der, dem Namen nach, unbeschränkte und unbedingte Amnestie-Act vom 7. August 1862 zu Stande.

Die Badener hatten in den Jahren 1848 und 1849 ihre politischen Bestrebungen mit seltener Einmüthigkeit und Offenherzigkeit betrieben. Auf zahlreich besuchten öffentlichen Versammlungen wurden die Forderungen des Volks festgestellt und die Männer bezeichnet, welche dieselben geltend machen und für den Fall der Nichtgewährung das Schwert ziehen und das Banner der Erhebung entfalten sollten.

Diese Forderungen waren so beschaffen, daß sie bis zum heutigen Tage in den Herzen des Volkes leben. Im Laufe der Zeit wurden viele derselben z. B. Preßfreiheit, Geschwornengerichte u. s. w. gewährt.

Der einzige Vorwurf, welcher diesen Männern billigerweise gemacht werden könnte, war daher, sie seien ihrer Zeit vorausgeeilt. Allein auch dieser ist ungerecht. Denn sie hätten nicht zum Schwerte gegriffen, wären sie nicht durch den Verrath Mathy's dazu gezwungen worden. Ihr Programm war nicht Revolution, sondern friedliche Entwickelung. Die letztere wurde durch die beabsichtigte und theilweise ausgeführte Verhaftung der Führer des Volks unmöglich gemacht. Nicht die Mitglieder des am 19. März 1848 zu Offenburg erwählten Landes-Ausschusses, sondern die Mitglieder der damaligen

*) S. unten §. 15. über „den Rückgang der Bevölkerung in Baden.

badischen Regierung trifft die Schuld, den Ausbruch der Volkserhebung herbeigeführt zu haben. Doch wollen wir darüber nicht rechten. Dem sei, wie ihm wolle. Der Amnestie-Act vom 7. August 1862 sollte jedenfalls dem früher befolgten Systeme der Rache und der Verfolgung ein Ziel setzen.

Es mußte daher ein Rescript des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, datirt Karlsruhe den 26. Januar 1863 und unterzeichnet „Roggenbach", „von Stetten," großen Anstoß geben.

In demselben wird die Behauptung aufgestellt, der Verlust des Staatsbürgerrechts bei Landesflüchtigen erschien nicht als eine Strafe, sondern als „die strafrechtliche Folge eines unterstellten stillschweigenden Verzichts."

Dieser „unterstellte stillschweigende Verzicht" steht im Widerspruch mit der Annahme einer „strafrechtlichen Folge." Entweder ist die Absicht des Strafgesetzes oder diejenige des Flüchtlings maaßgebend. Beide neben einander können nicht bestehen, da sie gewöhnlich von einander abweichen. Der politische Flüchtling verläßt sein Vaterland nicht in der Absicht, sein Bürgerrecht aufzugeben, sondern in derjenigen, sich schweren Strafen zu entziehen. Er verzichtet auf sein Bürgerrecht *nicht*. Die Annahme eines solchen Verzichts ist nicht nur willkürlich, sondern auch durchaus kleinlich malitiös und im Widerspruche mit den Thatsachen nicht minder, als mit der früheren Behauptung, sie sei eine „*strafrechtliche Folge.*"

Der Amnestie-Act vom 7. August 1862 war unbedingt und hätte daher vielleicht eine Aussöhnung der Parteien anbahnen können. Die Erklärung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, welche den Verlust des Bürgerrechts als „strafrechtliche Folge eines unterstellten stillschweigenden Verzichts" behandelt und in Betreff der Wiederverleihung des Bürgerrechts auf das Amnestie-Dekret vom 9. Juli 1857 verweist, stößt dagegen jede Aussicht auf Versöhnung wieder um.

Dem Amnestie-Decrete vom 9. Julius 1857 zufolge wird der Amnestirte ein „Begnadigter" genannt und vorgeschrieben, daß derselbe sich über ein längeres gesetzliches Verhalten auszuweisen, einen erneuten Eid der Treue zu leisten und die Zusicherung der Wiederaufnahme in das Ortsbürgerrecht seiner Heimathsgemeinde vorzulegen habe, bevor er das Bürgerrecht wieder erlangen könne.

Allerdings wird hinzugefügt, daß man von dem Nachweise längern gesetzlichen Verhaltens ganz abgesehen habe. Allein es hält das Ministerium doch an dem Gedanken fest, daß dieser Nachweis eigentlich erforderlich sei.

Dieser Ministerial-Erlaß ist so voll von Hinterthüren, daß es lediglich der Willkür der Behörden anheim gegeben ist, ob ein Amnestirter, ohne sein Selbstgefühl zu verletzen, sein früheres Bürgerrecht wieder solle antreten können, oder nicht.

Der Wiedereintritt der Amnestirten in die bürgerliche Gesellschaft ist aber

gerade der Hauptzweck einer Amnestie. Wenn man diesen nicht will, so thut man besser, gar keine Amnestie zu geben.

Allerdings kann das Bürgerrecht dem politischen Flüchtling nicht octroyirt werden. Denn es muß demselben anheimgegeben bleiben, ob er in die alte Heimath zurückkehren will, oder nicht. Wählt er aber das letztere und will er folgeweise wieder in sein altes Bürgerrecht eintreten, so kann es weder von den Behörden seines Heimathsortes, noch von den Staatsbehörden abhängen, ihm dasselbe zu verweigern, oder dasselbe an beschämende Bedingungen zu knüpfen. Außerdem wäre es, wie gesagt, besser, man hätte die Amnestie gar nicht gegeben, weil sie ihren Zweck nicht erreicht. Wiedereinsetzung in den früheren bürgerlichen Zustand muß als Selbstfolge jeder unbedingten Amnestie betrachtet werden.

Täglich kann man von Badenern, welche nach Amerika kommen, hören: „wir haben jetzt die meisten derjenigen Rechte und Freiheiten, für welche Ihr kämpftet und littet, zugestanden erhalten.„ Im Angesichte dieser Thatsache ist es sehr auffallend, daß das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten den Krebsgang vom 7. August 1862 zum 9. Juli 1857 macht. Zur Zeit der Reaction konnte man sich über die an die Amnestie geknüpften Bedingungen nicht wundern. Es war diese nur eine Schein-Amnestie und in Wahrheit eine Demüthigung der potitischen Gegner. Allein seit dem 7. August 1862 war man geneigt, zu hoffen, die badische Regierung habe sich auf einen höhern und freiern Standpunkt gestellt. Solange die Erklärung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten vom 26. Januar 1863 Geltung hat, wird aber die Freisinnigkeit der Regierung von denkenden Menschen bezweifelt werden müssen.

§. 15. Der Rückgang der Bevölkerung in Baden.

Das Ländchen Baden besaß im Jahre 1818 eine Bevölkerung von einer Million. Diese Zahl vermehrte sich in den dreißig Jahren bis 1848 auf anderthalb Millionen. Die Zunahme betrug also in dreißig Jahren 50 Prozent, was auf fünfzehn Jahre berechnet einer Vermehrung von 25 Procent gleich kömmt. Wäre daher die Progression der Jahre 1818 bis 1848 fortgesetzt worden, so hätten sich die anderthalb Millionen des Jahres 1848 im Jahre 1863 auf 1,875,000 erheben müssen, statt dessen haben sie sich auf 1,308,000 vermindert. Der Ausfall beträgt mehr, als eine halbe Million Menschen, die Hälfte der Bevölkerung des Jahres 1818, ein Dritttheil der Einwohnerschaft des Jahres 1848.

Wo ist diese halbe Million Badener hingekommen?

Sie ist zerstreut, todt oder lebendig, über die fünf Theile der Erde. Mitglieder dieser halben Million finden sich in den Städten und in den Wildnissen Australiens, in der Cap-Colonie Afrika's, in den Straßen der Städte

Constantinopel, Smyrna und Alexandria, in den Arbeiter-Vierteln London's und Manchester's, auf den Werften Liverpools, in den Werkstätten von Paris und im Schooße der Fremdenlegion Algiers, in den englischen Colonien Nord-Amerika's und in den ehemals spanischen und portugiesischen Theilen Amerika's. Doch die große Masse dieser halben Million findet sich in den Vereinigten Staaten Nordamerika's. Hier kann man in keine noch so kleine Stadt zwischen New-York und San Franzisko kommen, wo man nicht einen, oder mehrere, oft Hunderte, selbst Tausende, Badener fände. Besonders zahlreich sind sie in den seit 1861 errichteten Freiwilligen-Regimentern, nicht blos in den sog. deutschen, auch in allen übrigen. In keiner Waffengattung sind die Badener so stark vertreten, als in der Artillerie. Leider finden sie sich nicht blos im Heere der Union. Sie wurden auch gepreßt in dasjenige der Südländer.

Viele Mitglieder dieser halben Million hat der Kummer, das Elend und die Noth, andere das Heimweh, die Sehnsucht nach dem verschlossenen Paradiese am Rheine, viele in neuester Zeit hat auch der Krieg hingerafft. Aber noch immer lebt ein guter Theil derselben und hat sich verstärkt durch Nachwuchs.

Unter dieser halben Million fanden sich viele hochbegabte Männer: Dichter, Staatsmänner, Aerzte, Soldaten, Fabrikanten, Kaufleute, Mechaniker, Ingenieure, Handwerker und Ackerleute, meistens warme Herzen, manche durstige Gurgeln, Genies und Charactere, schwache Menschen, welche zu Lumpen herabsanken, erhabene Geister, welche noch auf dem Stroh, das ihre letzte Lagerstätte bildete, sich selbst und ihrer besseren Zeit treu blieben.

Was wäre Baden jetzt, wäre diese halbe Million ihm geblieben? Das reichste, bevölkertste, glücklichste deutsche Land im Verhältniß zu seiner Größe, das mächtigste nach Oesterreich, Preußen und Bayern, der Polarstern des deutschen Fortschritts, das Musterland Europa's, für Deutschland was Piemont für Italien geworden ist.

Augustus rief einst aus: Varus gib mir meine Legionen wieder! Der Genius Deutschlands wird einst rufen: Standrecht, gib mir meine halbe Million Badener wieder!

Vierzehn Jahre lang, von 1848 bis 1862 dauerte die Verfolgung. Man begnügte sich nicht damit, den Gegenstand derselben hinzurichten, einzukerkern oder zum Lande hinauszutreiben. Man nahm den Opfern Hab und Gut, und nicht blos in den ersten Jahren. Wenn später ihnen eine Erbschaft anfiel, in dem Lande, oder außerhalb, so legte die Regierung auch darauf Hand, daß nicht die geringste Hülfe vom alten Vaterlande ihnen zu Theil werde in ihrer Bedrängniß.

Welcher Lärm wurde gemacht, als im vorigen Jahrhundert die Salzburger, der Religion wegen, aus ihren heimathlichen Thälern, als in unseren

Tagen die Zillerthaler aus Tyrol vertrieben wurden! Doch wie klein waren deren Häuflein im Verhältniß zu der halben Million hingerichteter, eingekerkerter und vertriebener Badener! Seit den Zeiten der Aufhebung des Edictes von Nantes hat eine solche Catastrophe nicht stattgefunden und selbst diese furchtbare Maaßregel vertrieb aus dem großen Frankreich nicht mehr fleißige Hände, als die Reaction in den Jahren 1848 bis 1862 aus dem kleinen Ländchen Baden.

Die Geschichte dieser halben Million wird noch geschrieben werden. Sie wird ein Brandmal bilden auf der Stirn der Schuldigen, welches keine Zeit abwaschen, keine Amnestie in Vergessenheit bringen, keine Reue sühnen kann.

Doch ich habe die Feder heute nicht ergriffen, um Vorwürfe zu machen. Was helfen Vorwürfe gegenüber einer Regierungszeit, welche vierzehn Jahre umfaßte? Die gebrochenen Herzen werden durch diesen Rückblick nicht wieder erweckt, die zerrütteten Vermögensverhältnisse nicht wiederhergestellt, die zerrissenen Bande der Familie, der Freundschaft und der Vaterlandsliebe nicht neu geknüpft. Die Hälfte der halben Million hat ausgelitten. Doch die andere Hälfte athmet noch und denkt noch an das alte Vaterland. Denn das vergißt kein Badener.

Was ist zu thun? Sollen die alten Wunden immer fortbluten? Soll kein lindernder Balsam auf sie geträufelt werden? Soll, hauptsächlich, nichts geschehen, die dem Lande Baden selbst geschlagene Wunde zu heilen? Haben denn nur wir gelitten, die wir vertrieben wurden? Hat kein Herz im alten Vaterlande uns eine Thräne gewidmet? Hat dort niemand Theil genommen an unseren Schicksalen? an den Leichen, die wir bestatteten, an dem zerbrochenen Stabe unserer Hoffnungen, an manchem früh verwischten Blüthenstaube, an dem Riesenkampfe der Pflicht und Ehre, des Selbstgefühls und der Verzweiflung, den wir abwechselnd durchfochten?

Ein kluger Mann antwortet vielleicht: Ihr habet ja! Amnestie! Was wollt Ihr mehr?

Wir haben Amnestie in Baden, doch nicht in Preußen, nicht in Hessen, nicht in Bayern. Abgesehen davon aber kann Amnestie allein die Wunden der Vergangenheit, die in großem Maaße noch Wunden der Gegenwart sind, nicht heilen. Ein falsches Prinzip, eine verkehrte Regierungsweise hat die Wunden geschlagen. Nur ein richtiges Prinzip, eine erleuchtete und gute Regierung kann sie heilen. Ein System der Verfolgung, welches unerhört ist in der Weltgeschichte, hat eine halbe Million Menschen aus dem kleinen Ländchen Baden vertrieben. Ein System der National-Oeconomie, welches dem Fortschritte unserer Zeit entspricht, kann eine halbe Million in's Land einführen, theils alte Verbannte, theils neue frische Kräfte.

Mehr als hunderttausend Deutsche haben in letzter Zeit durchschnittlich jedes Jahr das Vaterland verlassen, um im Westen des atlantischen Oceans

sich eine Heimath zu gründen. Die meisten derselben hätten durch richtige Maaßregeln, Einrichtungen und Gesetze dem Vaterlande erhalten werden können. Tausende von Denen, welche die Verfolgungswuth der Behörden aus dem Lande trieb, würden gern zurückkehren, wenn sie sich hier unter ähnlichen Bedingungen wie in den Vereinigten Staaten Amerika's anbauen könnten.

Freiheit ist das Zauberwort, welches die Vereinigten Staaten Nordamerika's, selbst während des furchtbaren Bürgerkrieges der Gegenwart mit Einwanderern füllt. Könnte sich denn nicht einmal eine deutsche Regierung auf den Standpunct erheben, welchen die Erfahrungen der neuen Welt ihr bieten?

Warum nicht erklären: die Niederlassung, die Gewerbe, die Verehelichung sind frei. Die Domänen des Landes sollen zu billigen Preisen an wirkliche Ansiedler in entsprechenden Parcellen abgegeben werden. Pläne zu neuen Städten und Dörfern, und zur Vergrößerung der bestehenden sollen entworfen werden, die numerirten und abgemessenen Bauplätze zu städtischen und ländlichen Niederlassungen sind da und dort einzusehen und können durch Ratenzahlungen erworben werden.

Warum wird Carlsruhe nicht ausgebaut? Würde das Schloß nicht schöner in der Mitte, als an dem Ende der Stadt liegen? Warum wird fast das ganze Rheinthal von Carlsruhe bis in die Nähe von Mannheim dem menschlichen Verkehre entzogen, und dem Wilde überlassen? Dort könnten wohl hunderttausend Menschen glücklich wohnen.

Solange aber der Badener ohne obrigkeitliche Erlaubniß nicht heirathen, nicht das Bürgerrecht in einem Dorfe erwerben kann, so lange mit einem Worte die mittelalterliche Theorie des Einkaufs in die Gemeinden Hand in Hand geht mit der neuzeitlichen polizeilichen Bevormundung — ist an einen Aufschwung, an Heilung der Wunden der Vergangenheit, an Wiedererlangung der verlorenen halben Million nicht zu denken, deren Verlust, in Verbindung mit dem Zwiespalt zwischen Volk und Regierung, zu einem noch viel größeren an politischem Einfluß für Baden sich gestaltet hat.

Wenn der Verbannte in's alte Vaterland heimkehrt, so erscheint er dort nicht als Bettler, der von den ihm zugeworfenen Brocken lebt, auch nicht als reuiger Sünder, der sich über die ihm zu Theil gewordene Gnade freut, sondern als Mann von Grundsätzen, der mit dem Schatze der Erfahrungen, die er im Auslande sammelte, dem Lande seiner Jugend, seiner Wahl und seiner Liebe nützen will.

Und wenn der zur Auswanderung entschlossene Württemberger, Bayer oder Rheinpreuße bestimmt werden soll, statt über den Ocean, nach dem Lande Baden zu reisen, so müssen ihm dort Vortheile geboten werden, ähnlich denjenigen, welche so viele Millionen Deutsche nach Amerika gezogen haben.

Dieses kann geschehen, wenn sich die badische Regierung auf den Standpunkt der nordamerikanischen erhebt. Und fürwahr! Die meisten zögen vor, im deutschen Vaterlande zu finden, was sie jetzt mit großem Aufwand an Zeit, Mühe und Kosten jenseits des Oceans suchen: nämlich Freiheit der Niederlassung, der Ehe und des Bürgerrechts, und Boden zu billigern Preisen.

Das Opfer, welches der Staat, den Umständen nach, brächte, indem er sein Land wohlfeil losschlüge, käme ihm doppelt und dreifach an der erhöhten Steuerkraft des Volkes heraus.

Die Höflinge werden freilich einwenden: „ein fürstlicher Park soll nicht zerstört werden!" Ist Urbarmachung, nützliche Verwendung gleichbedeutend mit Zerstörung? Hat das Wild ein Vorrecht vor dem Menschen? In Amerika müssen die Jagdbezirke der Indianer allmälig der Cultur weichen und in Europa sollte die Jagd mehr gelten als der Ackerbau, der Wildstand mehr, als der Mensch?

Die Forstleute werden sprechen von den nachtheiligen Folgen der Ausrodung der Wälder. Doch es ist nicht davon die Rede, die Wälder da auszuroden, wohin sie gehören. Der Schwarzwald und der Odenwald sollen nicht gelichtet werden. Aber ist das fruchtbare Rheinthal, ist die nächste Umgebung der Städte bestimmt zum Wohnsitze des Wildes? Sollen da keine Menschen leben? Uebrigens auch da sollen nicht alle Wälder verschwinden, sondern nur ein Theil derselben soll in lachende Gärten und fruchtbare Getreidefelder umgewandelt werden. Für jeden Baum, der bisher nur Früchte für Wildschweine trug, mag ein anderer gepflanzt werden, welcher dem Menschen Nahrung bietet.

Das verhängnißvolle halbe Menschenalter, nach dessen Ablauf seit dem Jahre 1789 immer ein großer Umschwung eintrat, 1802 Untergang der Republik, 1815 Sturz der Dynastie Napoleons, 1830 der Sturz der Bourbonen und die Bewegungen in Belgien, Polen, Italien und Deutschland, 1848 der Sturz des Hauses Orleans und die Revolution in Baden, Wien, Berlin, in Ungarn und Italien u. s. w. — liegt hinter uns. Vor uns gährt der nie geschlossene Krater der Revolution. Es scheint mir, es wäre wohl an der Zeit, diesem ein Versöhnungsopfer zu bringen. Keines würde dem Zwecke aller Parteien besser entsprechen, als das von mir angedeutete der Verkündung unbeschränkter Freiheit der Niederlassung und der Gewerbe in Verbindung mit nützlicher Verwendung der Staatsdomänen. In Baden wenigstens könnte man zu der Einsicht gebracht sein, daß man Revolutionen anders und wirksamer vorbeugt, als mit Kanonen, Bajonetten und den Hülfsmitteln des Polizeistaats.

Wer die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 in Europa und den Bürgerkrieg in Amerika mitgemacht, hat die Schrecknisse dieser krampfhaften

Bewegungen hinreichend kennen gelernt, um den ruhigen Gang der Entwickelung dem gewaltsamen Schritte der Revolution vorzuziehen.

Die Reaction möge aber bedenken, daß sie nicht immer siegreich war, wie in den Schlachten des Herbstes 1848 zu Wien, Berlin, Dresden und in Baden 1849. Sie thäte wohl, an die Nachbarländer, England, Frankreich und Italien zu denken und an manche bittere Erfahrungen der Jahre 1848 und 1849.

In den Tagen der Ruhe und des Friedens sollten die Regierenden suchen, einen Gnadenschatz anzulegen, von welchem sie zehren könnten in den Tagen der Stürme und der Gewitter.

Die badische Regierung hat vieles wieder gut zu machen. Sie hat durch Erlassung der Amnestie einen Anfang gemacht. Sie möge nun in derselben Richtung fortfahren. Sie hat eine halbe Million fleißiger Bürger zum Lande hinausgedrängt. Sie möge suchen, eine halbe Million wieder zu gewinnen. Sie hat eine Aussaat von Schmerzen gemacht, welche noch immer neue Sprossen treibt. Sie möge nun auch einmal Freuden aussäen. Sie hat lange Zeit der Reaction gedient. Sie möge jetzt einmal auch consequent dem Fortschritte huldigen! Sie möge sich auf den Standpunkt erheben, welcher für Amerika so reich an Gewinn war. Warum soll der Deutsche gezwungen sein, über den atlantischen Ocean zu fahren, um ein Asyl zu finden? Möge Baden das Asyl für alle zum Auswandern gedrängten Deutschen werden! Dann werden die Schmerzen der Vergangenheit der Freude Platz machen. Die gestörte Harmonie wird wieder einkehren. Die Amnestie wird kein todter Buchstabe sein. Sie wird Früchte tragen und das Werk der Versöhnung wird möglich, die politische Stellung des Staates aber, der sich auf diesen Standpunkt erhebt gegenüber anderen, die dazu nicht sich zu erheben vermögen, eine in jeder Hinsicht einflußreiche, zu Gunsten des Gesammtvaterlandes, werden.

§. 16. Die Halben-, Viertels- und Achtels-Leute.

In Amerika unterscheidet man zwischen Vollblut-Caucasier, Mulatten, Quadronen und Octoronen, je nachdem Einer ganz caucasischer Abstammung, ganz weißer Hautfarbe, oder aber zur Hälfte, zu drei Viertheilen, zu sieben Achttheilen afrikanischen Ursprungs, schwarzer Hautfarbe ist.

In ähnlicher Weise kann man hier zu Lande unterscheiden je nachdem Einer volle Manneskraft, oder nur Halbe-, Viertels- oder Achtels-Manneskraft, dagegen aber zur anderen Hälfte, zu drei Viertheilen, zu sieben Achteln schwarze Farbe in seiner moralischen Haut, flüssigen Schmutz in den Adern seiner moralischen Natur besitzt.

Die Halben der vorsündfluthlichen, vorrevolutionären Zeit der Jahre 1845—1848 sind noch unvergessen. Was waren das für Helden im Ver-

hältniß zu den Viertels- und Achtels-Leuten unserer Tage! Jetzt sieht man es erst ein, welch Unrecht man jenen guten Leuten damals zugefügt hat.

Diese guten Halben waren gar nicht so schlimm, als man sie damals verschrie. Wie verstanden sie es so gut, eine Faust zu ballen! Freilich thaten sie es nur im Sacke. Allein unter vier Augen machten sie kein Hehl daraus, daß sie wirklich die Faust geballt und in der That drein geschlagen hätten, — wenn es möglich gewesen wäre, zum Schlage zu kommen. Das war aber freilich für die guten Halben nicht möglich, dazu hatten sie eine zu fromme Gemüthsverfassung und dazu waren sie überhaupt nicht erzogen worden.

Die Halben der guten alten Zeit waren gar nicht so verzagt, als böse Zungen behaupteten. Wie oft haben sie in Motionen und Standreden die Regierung angegriffen! Wie haben sie gegen den Bundestag gewüthet! Freilich, wenn es an das Budget kam, bewilligten sie die Forderungen der Regierung. Wie wäre dieses aber anders möglich gewesen! Welche Folgen hätte die Verweigerung nach sich gezogen! Wäre die Kammer da nicht gleich aufgelöst und im Nothfall sogar Bundes-Execution aus Frankfurt verschrieben worden? Also war es viel besser, man machte die Faust blos im Sacke. Man sah ja, was daraus wurde, als man im Jahre 1848 mit der Faust aus dem Sacke heraus fuhr.

Wer sich eines Angriffs auf diese Halben bewußt ist, der thue Buße in Sack und Asche! Denn hätte er diese guten Leute in Ruhe gelassen, so hätten wir jetzt nicht die Viertels- und Achtels-Leute.

Die Viertels-Leute unserer Tage machen auch im Sacke keine Faust mehr. Die hüten sich wohl, in der goldenen Gans zu Mannheim oder im Bürger-Casino zu Heidelberg sich ihrer Heldenthaten zu rühmen. Die kommen mit Leuten nicht zusammen, welche an den bestehenden Verhältnissen mit frevelnden Händen zu rütteln wagen. Die gehen fort, wenn jemand sich erkühnt, von den Sünden zu sprechen, deren die Gesalbten des Herrn sich schuldig machten gegen die deutsche Nation.

Den Viertels-Leuten unserer Tage fällt es nicht ein, gegen den Bundestag zu eifern, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten. Sie sind vollständige und unbedingte Anhänger der Regierung und gehen mit dieser durch dick und dünn, d. h. durch die dicken und fetten Gehalte und den dünnen Schleier des Scheinliberalismus, welcher den Absolutismus der nachsündfluthlichen Periode überdeckt.

Doch stille, stille! Es könnte uns sonst mit den Viertels-Leuten unserer Tage gehen wie mit den Halben der Vorzeit. Wir könnten es dahin bringen, daß an deren Stelle die Achtels-Leute kämen, wie die Viertheiler an die Stelle der Halben traten! Kein Wort mehr gegen die Vierteler!

Aber die Achtels-Leute, die wird man doch unter die Lupe nehmen

dürfen? Allerdings! Denn sie sind schlimmer, als die ganz Schwarzen, als die Leibhaftigen. Mit Mephisto läßt sich doch, wie wir im Faust lesen, ein Pakt schließen. Das kann man mit den Achtels-Leuten nicht. Die haben Weib und Kind der Verachtung Preis gegeben, um einen Freund zu verrathen, die haben so frech verläumdet, daß sie anfangen einzusehen, es wäre klüger gewesen, wenn sie es vor 14 Jahren nicht so schlimm getrieben hätten, die haben die Staatsanwälte der Reaction noch überboten! Wenn diese einem Angeklagten eine Tabackspfeife, welche weggekommen, oder einen Gaul, der geritten worden war, vorgeworfen hatten, wofür der Schaden sich vielleicht auf einen bis zwei Gulden berechnen ließ, so machten die Achtels-Leute hinterher, nach gepflogenen Gerichtsverhandlungen eine Casse im Werth von 15000 fl. daraus, und nannten das Geschichtschreibung.

Die Achtels-Leute rühmten sich einst, der Fürst sei zurückgebebt, als sie ihm vorgestellt worden seien, er habe gefürchtet, sie trügen den Dolch des Möros im Gewande. Sie erzählten von ihren Schwägern selbst, diesen sei die Hand verdorrt, als sie angefangen hätten, gegen die Freiheit zu schreiben. Was mag das Loos dieser Achtels-Leute sein, die nicht blos gegen die Freiheit schrieben, sondern selbst Hand anlegten an den Freund, der für die Sache der Freiheit stritt!

Da lobe ich mir noch einen Censor, Polizeibüttel, Groß-Inquisitor oder Kartätschen-General der guten alten Zeit. Mit diesen weiß man doch, wie man dar'an ist; sie gaben sich nie für Republikaner, Freiheitsmänner und Historiker aus. Mit ihnen ließ sich ein redlicher, offener Kampf führen. Doch ach! die gute alte Zeit mit Censurstrichen und Tendenz-Essen, mit Budget-Bewilligungen und Ehrenbechern, mit Fäusten in der Tasche und lächelnden Gesichtern ist vorbei! Sie kehrt nicht wieder.

Wir müssen zufrieden sein mit unsern Viertelsmenschen aus Furcht vor den Achtlern. Wir sehen uns um in allen Kammern, wir suchen einen Menschen mit der Diogenes-Laterne. Ach! fänden wir doch einen Halben! Nur Vierteler und Achteler sitzen auf den grünen Bänken — mit wenigen, wenigen Ausnahmen.

§. 17. Die preußische Hegemonie.

Es war eine Zeit, da hörte man viel reden von der preußischen Hegemonie. In diesem Augenblicke, in der Stunde des Ministeriums Bismarck-Schönhausen und der Preß-Ordonnanzen schweigt man davon. Allein diese Stunde wird vorübergehen, und dann wird ohne Zweifel die „preußische Hegemonie" wieder auftauchen. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, zu untersuchen, was darunter zu verstehen und was davon zu erwarten sei.

Wer in der Geschichte Griechenlands bewandert ist, kennt die blutigen Kämpfe, durch welche die Blüthenzeit der Hellenen befleckt wurde. Diese

Kämpfe galten der Hegemonie. Fürwahr, die Geschichte Griechenlands sollte jeden von vornherein abschrecken, nach irgend etwas zu streben, was mit dem Ausdrucke Hegemonie genau genommen, bezeichnet werden könnte. Unser deutsches Volk hat gar manches mit den alten Griechen gemein. Die Deutschen zerfallen, gleich diesen in verschiedene Stämme mit eigenthümlichen Mundarten, Sitten und Lebensgewohnheiten, welche, wieder gleich den Griechen, alle unwillig sind, sich unter die Herrschaft eines anderen Stammes zu beugen.

Die Frage ist nun: soll dieser Widerwille gebrochen, soll dahin gestrebt werden, irgend einem Theile Deutschlands, oder gar blos einer Fürstenfamilie dasjenige Uebergewicht zu verschaffen, welches man mit dem Worte Hegemonie zu bezeichnen pflegt? Nachdem wir diese Frage beantwortet haben, werden wir zu der zweiten übergehen: welche Ansprüche hat das preußische Volk oder das Haus Hohenzollern auf die Hegemonie in Deutschland? Die dritte Frage, mit der wir uns beschäftigen, wird sein: welches ist die Hegemonie, die dem deutschen Volke noth thut?

Wir wenden uns zur ersten Frage:

I. Soll überhaupt irgend ein deutscher Stamm oder Staat die Hegemonie in Deutschland haben? Die Einheit ist gewiß zu wünschen, allein nur in guten Dingen. Die Einheit im Despotismus ist der Fluch der Nationen. In den Jahren 1818 bis 1825 bestand, wie unter den Großmächten Europa's, so unter den deutschen Fürsten eine rührende Einheit. Sie bewährte sich auf den Congressen zu Troppau, Laibach und Verona und bekundete sich durch die Unterdrückung der Freiheitsbewegungen in Neapel, Piemont, Spanien und Portugal. Dieser Einheit der Großmächte entsprach die Einheit der deutschen Fürsten, welche sich documentirte durch die Carlsbader und Wiener Conferenzen und als Früchte trug: die Mainzer Untersuchungs-Commission, Unterdrückung des freien Geistes der Universitäten, Censur und Polizei.

Welch' schöne Eintracht — zwischen Censoren, Polizei-Directoren, Bütteln, Soldaten, Pfaffen, und Fürsten! Wir hatten damals die europäische Eintracht mit russischer Hegemonie und deutsche Eintracht mit österreichisch-preußischer Hegemonie. In den Jahren 1825 — 1830 lösten sich allmälig die Bande dieser Einheit, indem die Neu-Griechen durchaus nicht auf die Rathschläge der in Verona versammelten einträchtigen Fürsten hören, sich durchaus nicht von den Türken ruhig abschlachten lassen wollten, und im Schooße aller Völker Europa's die lebhaftesten Sympathien für ihre Bestrebungen wach riefen.

So kam es, daß Rußland, England und Frankreich sich von dem an der heiligen Allianz festhaltenden Cabinette von Wien trennten, die türkisch-egyptische Flotte bei Navarino zerstörten, den Griechen dadurch zu ihrer Freiheit verhalfen, allein die Eintracht der Fürsten der heiligen Allianz unter russischer Hegemonie gewaltig erschütterten.

Die Männer der Freiheit beklagen die Schwächung der heiligen Allianz und der russischen Hegemonie keineswegs, so wenig als die Lockerung der Carlsbader Beschlüsse und der österreichisch-preußischen Hegemonie in Deutschland, vielmehr erkannten sie darin den ersten Lichtstrahl einer besseren Zeit, welcher uns erlaubte, den herrschenden Obscurantismus und Despotismus in seiner ganzen Abscheulichkeit wenigstens zu erkennen.

Als später die Juli-Revolution ausbrach, da war es vollends aus mit fürstlicher Eintracht, mit der russischen Hegemonie in Europa und der österreichisch-preußischen Hegemonie in Deutschland. Doch die Männer der Freiheit jubelten. Als dagegen später Louis Philipp in den Bund der Fürsten eintrat, die heilige Allianz mit russischer Hegemonie und deutscher Einheit mit österreichisch-preußischer Hegemonie wiederhergestellt wurde, da erlitt die europäische und die deutsche Freiheit wieder einen furchtbaren Stoß.

Einheit und Hegemonie sind daher nicht immer wünschenswerth.

Die Einheit weltlicher und geistlicher Despoten, die Hegemonie der Romanoffs in Europa, der Habsburger und Hohenzollern in Deutschland bildet nicht den Höhepunkt menschlicher Glückseligkeit. Ich für meinen Theil ziehe es vor, wenn diese Herren gegenseitig auf einander losschlagen oder wenigstens nicht mit einander an demselben Joche ziehen, während einer derselben als Hegemon die Geißel über den Rücken der anderen schwingt.

Aber, wirft ein begeisterter Gothaer wohl ein: wir wollen auch keine russische Hegemonie in Europa, und keine österreichische in Deutschland. Preußen ist verschieden von Oesterreich und Hohenzollern etwas ganz anderes, als Habsburg.

Wir kommen so zu unserer zweiten Frage:

II. Welche Ansprüche hat Preußen auf die Hegemonie in Deutschland? Preußen hat in den Jahren 1813 und 1814 Großes geleistet. Wer wollte dieses leugnen? Allein von 1815 bis 1848 ließ es sich sehr ruhig das Joch der Hohenzollern gefallen und 1848 that es sehr wenig politische Einsicht kund. 1848 duckte es sich nach wenigen Monaten unter das Manteuffel'sche Regiment, und löschte, so weit es reichen konnte, den Funken der Freiheit aus. Die ganze Organisation des Landes ist wesentlich militärisch. Soll ganz Deutschland auch ein solcher Militärstaat — werden?

Die meisten sind darüber einig, daß sie nicht die österreichische Hegemonie wollen. Aber worin besteht denn der Unterschied zwischen Oesterreich und Preußen, Habsburg und Hohenzollern? Die Antwort ist kurz: Oesterreich besitzt ein wohl abgerundetes Gebiet, in dessen Schooße die verschiedenen Nationalitäten durch das doppelte Band des Katholicismus und des Despotismus zusammengehalten werden. Preußen dagegen hat ein schlecht abgerundetes Gebiet, welches durch Einverleibung der nicht preußischen Landestheile erst

noch abgerundet werden soll. Habsburg steht in geistiger Verwandtschaft mit Rom, Hohenzollern in geistiger und leiblicher mit Petersburg.

Darin kommen aber beide Länder und beide Häuser überein, daß seit ihrem Bestehen die dynastischen Interessen immer, die nationalen und freiheitlichen niemals den Ausschlag gaben, weder zur Zeit der Reformation, noch zur Zeit der Revolution, weder auf dem Wiener Congreß, noch auf dem deutschen Bundestag, weder unter den Ministerien Manteuffel, Schwerin noch Bismark-Schönhausen, weder unter Metternich, Schwarzenberg, noch Rechberg. Die ständischen Verhandlungen, welche in Wien stattfinden, wird kein denkender Staatsmann als maaßgebend betrachten. Sie werden so lange geduldet, als die Regierung will, länger nicht.

Doch schauen wir den Preußen und den diese beherrschenden Hohenzollern etwas näher in's Auge! Was haben sie für Deutschland gethan? Was kann Deutschland von ihnen für die Zukunft erwarten?

Preußen und seine Dynastie Hohenzollern hat im Augenblicke der Entscheidung vor drei Jahrhunderten sich der Reformation und Calvin, Oesterreich und die Habsburger haben sich dem Pabstthum und Ignaz Loyola in die Arme geworfen. Der Historiker, welcher weder protestantisch noch katholisch, überhaupt nicht gläubig, sondern wissenschaftlich ist, erkennt in der Wahl von Hohenzollern einen Fortschritt, obgleich er darüber keinen Zweifel hat, daß nicht Liebe zu Wahrheit und Freiheit, sondern die Macht der Verhältnisse diese Dynastie geleitet habe. Das Haus Hohenzollern fand großen Vortheil dabei, Preußen aus einem geistlichen in ein weltliches, aus einem Wahl-Herzogthum in ein erbliches umzuwandeln. Ohne diese Lockspeise wäre es, wie sich klar beweisen läßt, nie und nimmermehr auf die Seite der Protestanten übergetreten. Das Haus Habsburg hielt fest an der deutschen Kaiserkrone und der Mehrzahl der Kurfürsten, welche diese zu vergeben hatte und welche katholisch war, und hielt folgeweise auch an der alten Kirche.

Im Jahre 1813 erhob Preußen die Fahne der Freiheit und Nationalität zuerst, Oesterreich schwankte, unterhandelte mit Napoleon und würde auf dessen Seite gewesen sein, wenn dieser ihm den geforderten Preis bewilligt hätte. Es entschied sich dann erst für Preußen und Deutschland, als es sich überzeugt hatte, daß diese ihm größere Vortheile und geringere Gefahren in Aussicht stellten. Preußische Truppen gaben den Ausschlag in allen Schlachten: bei Dennewitz und Großbeeren, an der Katzbach und bei Kulm, bei Leipzig, in Frankreich und bei Waterloo.

In Preußen geschah von oben herab manches zur Hebung der Künste und Wissenschaften, in Oesterreich sehr wenig, oder nichts. Die preußischen Universitäten und Volksschulen, der preußische Staatshaushalt, die preußischen Finanzen, die preußische Rechtspflege, die preußische Presse, das preußische Heer standen bis in die neueste Zeit höher, als dieselben Institute Oester-

reich's. Aber im gegenwärtigen Augenblicke scheint sich das Blatt wenden zu wollen.

Preußen hatte einen Stein, einen Scharnhorst, einen Blücher und einen Gneisenau, einen Fichte und einen Arndt. Welche Männer gleichen Werthes hat ihm Oesterreich an die Seite zu stellen? Etwa einen Andreas Hofer? Die Habsburger opferten ihn den Franzosen auf. Einen Erzherzog Karl? Sein Bruder Franz gab ihm nicht einmal ein Commando in den Jahren der Entscheidung, weil er dem Sieger von Aspern nicht traute.

Hätten wir keine andere Wahl, als zwischen preußischer und österreichischer Hegemonie und stünden wir noch im Jahre 1859, wir wählten die preußische unbedenklich. Dazu würde uns überdies die Thatsache bestimmen, daß Preußen eine weit größere Macht in Deutschland besitzt, nicht blos in der größeren Zahl seiner deutschen Einwohner, sondern auch in der tüchtigeren Organisation derselben, in dem von ihm gegründeten Zollverein und den von ihm besser gehegten deutschen Universitäten. An Preußen hängt wohl auch einiger ausländischer Ballast, doch wiegt dieser sehr leicht im Verhältniß zu den nichtdeutschen Bewohnern Oesterreichs, welche 79 Procent der Bevölkerung bilden.

Allein seit 1859 hat sich in Oesterreich manches gebessert, in Preußen alles verschlechtert. Zudem haben wir eine andere Wahl. Außer der österreichischen und der preußischen giebt es eine geistige Hegemonie, eine Hegemonie der Nationalität, der Freiheit, des Rechtes und der Aufklärung. Diese Hegemonie allein ist werth, daß die deutschen Herzen für sie ihr Blut verspritzen.

Wer aber nicht entschlossen ist, für die Freiheit seiner Nation, für die ewigen und unveräußerlichen Güter der Menschheit sein Blut zu verspritzen, der thäte besser, still zu schweigen und sich hinter den Ofen zu verkriechen, als durch leeres Geschwätz sich selbst zu schänden und das Volk zu betäuben.

Keine Hegemonie dynastischer Art, sie sei preußisch oder österreichisch, oder wie sonst kann der deutschen Nation frommen. Die Dynastien haben alle ihre Länder entweder durch Verrath, Bestechung oder Gewaltthat, oder im besten Falle durch Kauf oder Heirath erworben. Sehen wir uns doch um in den Blättern der Geschichte! An jeder Provinz, an jeder Stadt, welche eine deutsche Dynastie erwarb, hängt eine Schuld von Blut und Schande, welche uns warnen sollte, von irgend einer Dynastie etwas anderes, als wieder Blut und Schande zu erwarten, wenn es sich handelt um großartige, um durchgreifende Veränderungen.

Die Geschichte beweist, daß die Staaten, welche jetzt im Besitze der verschiedenen Fürstenhäuser Europa's und namentlich Deutschlands sind, ihnen nicht durch Gottes Gnade in den Schooß gefallen. Werfen wir einen Blick auf die Art und Weise, wie die Machthaber ihre Länder zusammen brachten!

Die Mark Brandenburg kaufte der Burggraf Friedrich von Nürnberg

aus dem Hause Zollern von dem Schlemmer Sigismund für 400,000 Dukaten. Keine Provinz kam in so ehrlicher Weise an dieses Haus, als die Mark. Wenn aber Gottes Gnade nicht gleichbedeutend ist mit einem Säckel Goldes, so war sie nicht dabei. Schlesien's Erwerb war die Frucht zweier furchtbarer Kriege, welche Deutschland an den Rand des Verderbens brachten. Die polnischen Provinzen riß Hohenzollern an sich in Folge eines dreimal geübten schändlichen Verraths, in nicht besserer Weise, als irgend ein Räuber seine Beute. Die Provinz Sachsen und der größere Theil der Rheinprovinz, welche Preußen sich durch den Wiener Congreß zusprechen ließ, wurden erkauft zuerst durch ein schmähliches Bündniß mit Rußland und später durch Zugeständnisse an Oesterreich, welche alle Zusagen des Jahres 1813 zu Schanden machten. Alle seine Provinzen erwarb Hohenzollern durch das Hammel-Heerdenstaatsrecht, d. h. ohne Berücksichtigung des Willens und der Wünsche der betheiligten Einwohner. Derartige Erwerbstitel werden aber alle durch den weiten Mantel göttlicher Gnade gedeckt und geheiligt.

Wie kam aber das Haus Habsburg zu seinen Ländern? Den Keim zu dessen Reiche bildete die deutsche Kaiserkrone, welche Rudolph theils durch Zugeständnisse, die er den Pfaffen machte, theils durch seine Töchter, welche er deutschen Fürsten gab oder versprach — an sich brachte. Der Kurfürst von Böhmen, welcher keine habsburgische Tochter ehelichen wollte und folgeweise nicht für Rudolph stimmte, wurde zur Strafe dafür des besten Theiles seiner Länder beraubt, durch welche der Grundstein der habsburgischen Hausmacht gelegt wurde. Die Vernichtung des Majestätsbriefs verwandelte das Wahlreich Böhmen in ein habsburgisches Erbreich. Die Vernichtung der Verfassung Ungarns und Siebenbürgens war der Rechtstitel, durch welchen diese Länder an Habsburg kamen. Die polnischen Besitzungen, welche die Habsburger erwarben, waren der Dank dafür, daß die Polen 1683 Wien von den Türken befreien halfen. Venedig erwarb Habsburg durch die verrätherische Abtretung des linken Rheinufers im Frieden von Campo-Formio. So nahm Deutschland unter habsburgischer Hegemonie immer ab, während Oesterreich zunahm!

Die Grundlage des Besitzstandes aller übrigen Fürsten Deutschlands ist der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803, welchen Rußland und Frankreich dem deutschen Reiche diktirten und sich theuer bezahlen ließen, und die Rheinbundesacte vom Jahre 1806, welche dem deutschen Reiche ein Ende machte.

Die Frage der Hegemonie in Deutschland läßt sich zurückführen auf die Alternative: soll das bisher bestandene Hammelheerdenstaatsrecht bestehen bleiben, d. h. sollen die Völker wie Hammelheerden noch immer behandelt werden, oder aber soll an dessen Stelle die Selbstbestimmung, die Souveränität der Völker treten? Soll es beim Hammelheerdenstaatsrecht sein Bewenden haben, dann kann uns keine Veränderung, keine Hegemonie, kein Reich und

kein Bund fördern. Soll dagegen die Nation selbstherrlich werden, dann muß sich nothwendig zwischen ihr und ihren vierunddreißig Dynasten ein Kampf entspinnen, insofern nicht Einer oder der Andere derselben seinen dynastischen Standpunkt verlassen und auf die Seite der Völker treten sollte, in welchem Falle er ohne Ansehen der Person gewiß mit Freuden von diesen aufgenommen werden würde.

Doch kehren wir zum Hause Hohenzollern zurück! Prüfen wir die einzelnen Mitglieder desselben! Wir wollen nicht weiter als bis auf Friedrich II. zurückgehen. Was hat dieser vielgerühmte Held und König für Deutschland gethan? Für deutsche Wissenschaft und Kunst, welche er verachtete, bekanntlich nichts! Nicht für die deutsche Einheit, sondern für Preußen hat er am österreichischen Successionskriege Theil genommen und den siebenjährigen Krieg geführt. Doch der Fürstenbund, der Vertrag von Teschen, welcher verhütete, daß Baiern an Oesterreich und Belgien dafür an das baierische Haus fiel? Wäre denn das Unglück so groß gewesen, wenn das Haus Habsburg diesen Zweck erreicht hätte? Was Deutschlands Einheit und Größe betrifft, so hätte diese gewiß nicht dadurch gelitten. Belgien wäre dann, aller Wahrscheinlichkeit nach, bei Deutschland geblieben, während es in Folge des Scheiterns dieses Planes uns verloren ging.

Doch nicht alle Hohenzollern waren so begabte Fürsten, wie Friedrich II. Auf diesen folgt der Schlemmer Friedrich Wilhelm II. Dann kam der schwachsinnige Friedrich Wilhelm III. und der Romantiker Friedrich Wilhelm IV. Könnte Deutschland von irgend einem Fürsten, welcher diesen gliche, sein Heil erwarten? Gewiß nicht! Könnte es nur hoffen, daß ein Fürst gleichen oder ähnlichen Geistes die von ihm gegebenen feierlichen Zusagen hielte? Sind denn nicht alle Zusagen der Jahre 1813, 1814 und 1815 nicht minder als des Jahres 1848 gebrochen worden?

Doch der gegenwärtige König ist vielleicht besser, als sein Bruder, Vater und Großvater. Dann hätte das deutsche Volk sich schwer an ihm versündigt, indem es ihm im Jahre 1848 den bekannten Beinamen beilegte.

Vielleicht hat er sich aber seit 1848 gebessert? Es ist ein ewiger Grundsatz: die Menschen entwickeln sich im Laufe der Jahre, sie erscheinen verschiedenartig nach Verschiedenartigkeit der Verhältnisse — allein sie wechseln nicht ihre Natur. Die Italiener sagen mit Recht: der Wolf ändert seinen Pelz, nicht aber seine böse Natur. Eben dieses gilt auch vom Menschen. So wenig im Laufe der Jahre aus einer Birne ein Apfel, wird mit der Zeit aus einem reactionären Prinzen ein freisinniger König.

Im Jahre 1848 mußte der Prinz aus Deutschland flüchten, weil Berlin, das ihn am genauesten kannte, in ihm den schlimmsten Feind der Freiheit sah. Daß er sich nicht gebessert hat, beweist am schlagendsten das Ministerium Bismark-Schönhausen mit seiner neuen Militär-Organisation

und seinen Preß-Ordonnanzen, beweist ferner der Umstand, daß er sich heute noch der von ihm 1849 im Kampfe mit der Freiheit verübten Thaten freut. Es ist nicht vergessen, daß er die Einnahme Rastadt's, die er früher mit Pulver und Blei gefeiert hatte, mit Champagner festlich beging.

Dieser Fürst sollte der Bannerträger der deutschen Nation werden? Lieber, fürwahr, wollte ich die deutsche Fahne in den Händen des leichenhaften Bundestages sehen, denn dessen schwachen Händen wird die deutsche Nation die Fahne leichter entwinden können im Augenblicke der Gefahr, als den Blut- und Eisen-Händen des Fürsten, dessen ganze Natur in jenem Beinamen sich ausdrückt, den die Volksstimme ihm beigelegt hat.

Was kann ein Prinz von Preußen, was kann ein Hohenzollern anderes unter Hegemonie verstehen, als Herrschaft und zwar militärische, gewaltsame Herrschaft, Herrschaft zu Gunsten seines Hauses, im Sinne der Traditionen desselben, Herrschaft zum Zwecke der Abrundung seines zerrissenen Territoriums, Herrschaft zum Zwecke der Einverleibung Hannovers, wie im Jahre 1806 geschah, und Sachsens, wie im Jahre 1815 theilweise geschah und ganz geschehen sollte, und aller übrigen sog. Raubstaaten, auf welche es seit langer Zeit seine lüsternen Augen geworfen hat?

Wenn die von Oesterreich und dem Pabste um ihre Nationalität gebrachten Italiener dem Könige Victor Emanuel die Hegemonie in ihrem Lande anbieten, so hat das einigen Sinn. Victor Emanuel hat sein Leben im Kampfe gegen Oesterreich eingesetzt. Doch die einzigen Gefahren, welche der Prinz von Preußen bestand, lief er im Kampfe gegen die freiheitlichen, gegen die nationalen Bestrebungen Deutschlands.

Vor Victor Emanuel hatte Carl Albert seinen Thron für die italienische Nationalität gewagt. Preußen hat es nicht weiter, als bis zu der Schlacht von Bronnzell gebracht. Preußen hat die ihm von der constituirenden Versammlung angebotene deutsche Krone mit Hohn zurückgewiesen. Preußen möchte gar gern ein Kleindeutschland werden, welches bald zu einem Großpreußen würde. Allein daß es ein großes, ein ganzes, ein freies Deutschland wollte, dafür hat es bis jetzt auch nicht den geringsten Anhaltspunkt gegeben.

Bei jeder praktischen, politischen Frage ist die Thunlichkeit, die Ausführbarkeit eine Hauptsache. Ist die preußische Hegemonie möglich? Ist sie mit Opfern, welche ihren Werth nicht übersteigen, zu erringen? Beide Fragen verneine ich auf das entschiedenste. Sie ist nicht möglich, weil weder das Haus Habsburg, noch irgend ein anderes deutsches Fürstenhaus sie gutwillig zugeben werden. Kömmt es aber zum Kriege, dann mögen sich vielleicht die anhalt'schen und schwarzburg'schen Fürstenthümer, vielleicht auch die sächsischen Herzogthümer eine Mediatisirung gefallen lassen müssen. Vielleicht werden dann noch einige andere Kleinstaaten in die Pfanne gehauen. Allein der Zwiespalt wird darum nur um so größer werden. Habsburg wird sich nicht

aus Deutschland treiben lassen. Es wird im Kampfe mit der preußischen Hegemonie nicht blos das katholische Bayern, sondern auch das protestantische Hannover, Sachsen und Würtemberg auf seiner Seite haben. Preußische Hegemonie ist daher gleichbedeutend mit einem zweiten dreißigjährigen, oder einem erneuten und verstärkten siebenjährigen Kriege.

Wohl weiß ich, daß die eifrigsten Fürsprecher der preußischen Hegemonie, die Gothaer und Kleindeutschen eine so blutige Lösung der Frage so wenig wünschen, als wir. Allein an Wunder glaubt in unseren Tagen niemand mehr und ohne Wunder, ohne eine zweite Ausgabe des Pfingstfestes werden die deutschen Fürsten nicht zu der Erleuchtung kommen, gutwillig ihre Hoheitsrechte an das Haus Hohenzollern abzutreten. Das beweist die Geschichte Deutschlands auf allen ihren Blättern, sogar auf denjenigen, welche die Jahreszahlen 1813, 1848 und 1849 enthalten.

Wir antworten daher auf unsere zweite Frage: Preußen hat keine Ansprüche auf Hegemonie in Deutschland, hat sie nicht im Entferntesten verdient, oder auch seit 1813 nur weiter versucht, sich zu verdienen, und jeder ernstliche Versuch, ihm die Hegemonie zu verschaffen, könnte darum nur Krieg und Verwüstung in seinem Gefolge haben.

Wir kommen zu unserer dritten Frage:

III. Welches ist die Hegemonie, die dem deutschen Volke noth thut?

Zuvörderst muß ich bemerken: daß Hegemonie, genau genommen, wesentlich Republiken voraussetzt, welche der Hegemon leitet und führt, aber nicht beherrscht. Als Philipp von Macedonien und sein Sohn Alexander die Herrschaft über Griechenland an sich rissen, konnte, richtig gesprochen, von Hegemonie nicht mehr die Rede sein. An deren Stelle trat der Absolutismus, die Tyrannei, oder der Despotismus, d. h. eine Herrschaft, welche dem Willen des Volkes nicht entsprach, sondern durch Waffengewalt erzwungen wurde. Hegemonie und Monarchie passen ganz eben so wenig zusammen, als Kaiserthum und Republik.

Die Leute, welche von preußischer Hegemonie sprechen, wissen entweder nicht, was sie wollen, oder wagen nicht, es offen auszusprechen. Wer einem Volke Rath geben will, muß den Muth haben, mit der Sprache offen heraus zu rücken, darf nicht zittern vor einem Hochverraths-Prozesse oder polizeilichen Maßregeln.

Was der deutschen Nation Noth thut, sind Männer von unbeugsamer Entschlossenheit, von einer Kühnheit, welche den Despoten Schrecken einjagt und von einer Reinheit der Gesinnung, die erhaben über jede Selbstsucht ist: Männer, wie Leonidas im Felde, wie Aristides im Rathe, wie Epaminondas im Krieg und Frieden. Ob diese hoch oder niedrig, in Oesterreich oder Preußen, in Hessen-Homburg oder Bayern geboren sind, gilt gleichviel.

Ich bin gegen alle Vorrechte der Geburt, und schon aus diesem Grunde gegen jede Hegemonie der Geburt.

Wenn wir zu den vielen Vorrechten, welche dermalen die Geburt in Deutschland hat, noch eines unter dem Namen Hegemonie hinzufügen, so gehen wir, wie mir scheint, nicht in der Richtung vorwärts, sondern rückwärts.

Sollen die deutschen Angelegenheiten vorwärtsgehen, so gibt es zwei Wege, nämlich denjenigen gesetzlicher Entwickelung oder den Weg der Revolution. Die gesetzliche Entwickelung führt uns zu der constituirenden Versammlung der Jahre 1848 und 1849, und zu der Reichsverfassung vom 28. März 1849 zurück.

Wenn wir gesetzlich verfahren wollen, so erheben wir das Panier dieser Verfassung. Die ist viel gesetzlicher, als die preußische Hegemonie.

Nur im Kampfe, nur im Augenblicke der Gefahr werden die unserer Nation nothwendigen Hegemonen auftauchen. Um sie werden sich die Geistesverwandten schaaren. Bis dahin mögen die Parade-Deputirten und Kammerhasen ihre Reden halten und die Halben ihre Vermittlungsvorschläge machen. Schwerer, als jetzt lastete auf Deutschland das Joch der Knechtschaft zur Zeit Herrmanns des Cheruskers, zur Zeit Luthers und zur Zeit Napoleons. Doch die deutsche Nation erhob sich und zermalmte ihre Feinde.

Ich glaube an die deutsche Nation. Sie wird ihre Hegemonen im Donner der Schlachten finden.

§. 18. Der gesetzliche Boden.

Deutschland's gesetzlicher Boden war vor 1848 schon sehr schwach. Denn weder der Bundestag noch die einzelnen Fürsten beobachteten die der Freiheit günstigen Bestimmungen der deutschen Bundesacte oder auch nur der einzelnen Landesverfassungen, insofern solche dem Artikel 13 der deutschen Bundesacte gemäß gegeben wurden.

Die Artikel dagegen der Bundesacte sowohl, als der einzelnen Landesverfassungen, welche dem Adel und der Geistlichkeit und dem Beamtenthume günstig waren, z. B. die Artikel der deutschen Bundesacte, welche von den Privilegien des Hauses Thurn und Taxis, des ehemals reichsunmittelbaren Adels, der Rheinzoll-Pensionäre u. s. w. handelten, wurden sehr scharf inne gehalten.

Was war die Folge dieser gewissenlosen Handhabung der bestehenden Gesetze? Die Antwort ist, daß die ganze Nation sich wie ein Mann gegen den deutschen Bundestag erhob und daß fast jede einzelne Regierung ihre Landes-Revolution hatte, als die Februar-Revolution in Paris ausbrach.

Die Fürsten gaben nach, weil sie nicht anders konnten. Neue Verfassungen wurden gegründet oder doch vorbereitet durch frei gewählte constituirende Versammlungen. Ein neuer Rechtsboden sollte geschaffen werden, welcher

für Volk und Fürsten gleich verbindlich sein sollte. Bevor die neue, freisinnige Ordnung der Dinge aber fertig geworden, während sie noch im Werden begriffen war, fühlte sich die Reaction stark genug, die Larve der Freisinnigkeit abzuwerfen. Die constituirenden Versammlungen für Deutschland, Oesterreich und Preußen wurden in rechtswidriger und gewaltsamer Weise aufgelöst, die von denselben beschlossenen Verfassungsgesetze über den Haufen geworfen, und der ganze Rechtszustand Deutschlands und der einzelurn deutschen Staaten lediglich auf die Gewalt gegründet, indem in verfassungswidriger Weise neue Wahlen ausgeschrieben und Gewaltthaten aller Art, unter dem Namen von Octroyirungen verübt wurden.

Wie wird es nun in Deutschland werden, falls ein ähnliches, vielleicht stärkeres Erdbeben, als in dem Jahre 1848 eintreten sollte?

Wenn nicht bei Zeiten vorgebeugt wird, so entsteht dann nothwendig wieder ein Chaos, wilder, als dasjenige der Jahre 1830 und 1848 in demselben Maaße, in welchem die Rechtsverletzungen der Fürsten nach dieser Zeit schmerzlicher empfunden wurden.

Die Reactionsperiode nach 1848 dauerte länger, als nach 1830 und schlachtete weit zahlreichere Opfer. Im Verhältniß muß, nach den ewigen Gesetzen der Geschichte, der Rückschlag des Pendels heftiger sein.

Von den Fürsten ist kaum zu hoffen, daß sie aus den Lehren der Geschichte Nutzen ziehen werden. Ueberlassen wir sie ihrem Schicksal! Allein die deutsche Nation thäte wohl, sich auf den Fall der bevorstehenden Catastrophe vorzubereiten, damit sie durch dieselbe nicht wieder, wie im Jahre 1848, überrascht werde.

Man hat der Partei, zu welcher ich mich 1848 zählte und jetzt noch zähle, destructive Tendenzen untergeschoben, aber mit Unrecht. Wir unterschieden uns von der Parlaments-Partei nicht sowohl durch unsere Ansichten über Verfassung, Freiheit und Recht, als dadurch, daß wir entschlossen waren, uns nicht mit Füßen treten zu lassen, während die Herren vom Parlamente die fürstlichen Fußtritte sehr geduldig hinnahmen.

Mein Grundsatz war von jeher, nicht zu weit gehende Theorien und Forderungen aufzustellen, aber diejenigen, über welche man sich geeinigt hat, mit Gut und Blut zu vertheidigen. So werden auch die Forderungen, welche ich hier aufstelle, nicht weitgehend sein. Allein ich hoffe, daß diejenigen, welche mit denselben übereinstimmen, an denselben auch festhalten und für sie mit ihrer Person einstehen werden.

Rückkehr zu der verlassenen Gesetzlichkeit, zu einem deutschen Parlamente, eine deutsche Volksbewaffnung und eine wahre Freiheit der Gewerbe, der Niederlassung und der Ehe. Auf dieser Grundlage, meine ich, könnten sich alle diejenigen vereinigen, welche die Einheit und die Freiheit Deutschlands wirklich wollen.

Schließt sich der Nation irgend eine Staatsregierung an, um so besser. Sie wird in dem bevorstehenden Sturme nichts zu befürchten haben. Bewährt sie sich, so wird die Nation ihr wahrscheinlich das Banner der Einheit und Freiheit anvertrauen. Stellt sich keine Regierung auf diesen Höhepunkt, so darf uns das nicht abhalten, auf eigene Gefahr voran zu arbeiten.

Wir wollen keine Revolution, allein wir bereiten uns auf den Fall ihres Eintreffens vor. Wir machen keine Revolution, (welcher Mensch könnte das?), allein wir rüsten uns, damit sie uns nicht überrasche, damit sie uns nicht in ein Chaos schleudere, sondern damit wir auf den Fittigen ihres Sturmwinds in der Richtung der Freiheit und Einheit Deutschlanns vorwärts kommen.

Bei diesem Bestreben leitet uns kein Vorurtheil, kein Gefühl des Hasses und der Rache. Wir sind geneigt, unsern Feinden zu vergeben und alle widrigen Eindrücke der Vergangenheit abzustreifen. Kein Stand und keine Genossenschaft soll von uns abgestoßen werden. In Italien haben alle Stände zur Einigung und zur Befreiung des Vaterlands zusammengewirkt. Warum sollte das in Deutschland nicht möglich sein?

Mögen immerhin unverbesserliche Obscuranten und Despotenknechte diese Bestrebungen als revolutionär verschreien. In meinen Augen gehen sie nur darauf hin, den uns verloren gegangenen gesetzlichen Boden wiederherzustellen und ein gemeinschaftliches Programm anzubahnen, auf dessen Grunde wir uns in den Zeiten der Ruhe einigen, und beim Eintritt der bevorstehenden Katastrophe mit Nachdruck handeln können.

§. 19. Volksbewaffnung.

Nach §. 11. der Verfassung vom 28. März 1849 steht die gesammte bewaffnete Macht Deutschlands zur Verfügung der Reichsgewalt.

Diese Reichsgewalt ist aber auf rechtswidrige, gewaltsame Weise beseitigt worden. Die ganze deutsche Nation, und jeder Einzelne, welcher die Kraft in sich fühlt, ist daher verpflichtet, zu ihrer Wiederherstellung mitzuwirken.

Eine großartige, die gesammte waffenfähige Mannschaft Deutschlands umfassende Wehr-Organisation ist aus zwei Gründen nothwendig, theils weil nur unter dem Schutze einer solchen unser deutsches National-Leben sich entwickeln kann, anderntheils weil das System der stehenden Heere, welches dermalen besteht, die Kraft der Nation erschöpft und ihr doch keinen Schutz gegen auswärtige Feinde bietet. Darüber waltet in unseren Tagen kaum mehr ein Zweifel unter allen denkenden Menschen ob. Ich berufe mich desfalls beispielshalber auf Rüstow *), und Kolb **).

---

*) Von den Hindernissen einer zweckmäßigen Heeresbildung und erfolgreichen Kriegführung. Coburg 1862 und 1863. F. Streit's Verlags-Buchhandl.

**) Die Nachtheile des stehenden Heerwesens. Leipzig 1862. G. Förster'sche Buchhandlung.

Rüstow sagt S. 451:

„Die Oesterreicher freuten sich 1859 kaiserlich, so oft die österreichische Armee in Italien eine Schlappe erlitt, und mit Recht ist neuerdings gesagt worden, daß die preußische Regierung alle Dinge so eingerichtet und sich mit dem Volke auf einen solchen Fuß gesetzt habe, daß Napoleon, wenn er eben einen Angriff auf Preußen beabsichtige, es auch nicht besser hätte machen können."

Sind das nicht haarsträubende Zustände? Soll die deutsche Nation im Angesichte derselben immer die Hände in den Schooß legen?

Kolb faßt den gesammten Inhalt seines werthvollen Schriftchens in den Worten zusammen:

> „Die Umgestaltung der Grundlage des jetzigen Heerwesens, die Ersetzung der stehenden Truppen durch eine wohlgebildete und gut organisirte allgemeine Volksbewaffnung ist es, was noth thut und was uns allein wahrhaft retten kann."

Diese allgemeine Volksbewaffnung ist also unser erstes, unser dringendstes Ziel. Stellt sich irgend eine deutsche Regierung an die Spitze des Unternehmens, um so besser. Die Nation wird ihr gern die Ehre und die Vortheile der Leitung überlassen. Ist aber keine dazu willig, so muß das deutsche Volk selbst Hand anlegen, für diese wichtigste und dringendste aller Reformen.

Es kömmt darauf an, über ganz Deutschland ein Netz von Wehrvereinen zu spannen. Die deutsche Nation zählt beiläufig vier Millionen wehrbarer Männer. Falls von diesen nur der vierte Theil in diese Wehrvereine tritt, so besitzt dieselbe eine Macht, welche sich vor allen stehenden Heeren der Welt nicht zu fürchten braucht.

Wenn der rechte Geist da ist, wird es an Mitteln und Zeit nicht fehlen. Hier bietet sich allen wohlhabenden Freunden des Vaterlands ein reiches Feld der Thätigkeit. Für die deutsche Flotte, welche nachher verkauft wurde, sind Hunderttausende zusammengekommen. Sollte sich nicht viel mehr für eine Volksbewaffnung aufbringen lassen, welche dazu bestimmt ist, die deutsche Nation zu retten, sie zu vertheidigen gegen innere und auswärtige Feinde, und ihr die Gründung ihrer Einheit und Freiheit möglich zu machen?

Allerdings ohne große Mühen wird sich dieses Ziel, so wenig, als irgend ein anderes, welches hoch und erhaben ist, nicht erreichen lassen. Eine großartige Thätigkeit in allen Theilen Deutschlands ist erforderlich, um nur die Idee von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Volksbewaffnung zum Verständniß zu bringen. In dieser Beziehung haben die Schützenfeste zu Frankfurt a/M. und Lachauxdefonds trefflich vorgearbeitet. Ebenso geschieht dies durch die allgemeinen deutschen Turnfeste insofern, als durch dieselben ein Einblick in die verfügbaren, in der Nation vorhandenen aber zur Zeit unbenutzt gelassenen Wehrkräfte gewährt wird, welcher jedem Unbe-

fangenen die Frage nahe legt, warum man denn, statt diese gesunden trefflichen Kräfte volksthümlich zu organisiren, mit einem unerträglichen Aufwand an finanziellen und wirthschaftlichen Opfern das Institut der stehenden Heere aufrecht hält, welches gerade in den schlimmsten Tagen Deutschlands sich zu dessen Schutze und Wiederaufrichtung unzureichend erwiesen hat.

Was auf jenen Festen gewissermaßen im Großen geschah, müßte aber jetzt im Kleinen, d. h. in den verschiedenen Theilen Deutschlands geschehen.

Die natürliche Eintheilung unseres Vaterlandes nach seinen 23 Stämmen *) bietet uns die beste Eintheilung auch für die deutsche Volksbewaffnung.

Jeder Stamm hätte ein Corps zu stellen, welches sein Standquartier in der natürlichen Hauptstadt des Bezirks erhielte.

Jeder dieser Stamm- oder Armee-Corpsbezirke würde sich wieder theilen in Brigade-, Bataillons- und Compagnie-Bezirke.

Die größeren Stämme könnten zwei bis drei Armee-Corps, das kleinste immerhin noch eines stellen.

Die Organisation beginnt mit der Compagnie. Die verschiedenen benachbarten Compagnien organisiren sich zu Bataillonen, die Bataillone zu Brigaden, die Brigaden zu Armeecorps.

Jeder Mann hat seine Waffe bei sich im Hause und gibt sie nur an das Compagnie-Commando zurück, wenn er verreist.

---

*) Diese Stämme sind:

Preußen	mit der	Hauptstadt		Königsberg.
Pommern	"	"	"	Stettin.
Mecklenburg	"	"	"	Lübeck.
Schleswig-Holstein	"	"	"	Hamburg.
Niedersachsen	"	"	"	Bremen.
Brandenburg	"	"	"	Berlin.
Schlesien	"	"	"	Breslau.
Mähren	"	"	"	Olmütz.
Böhmen	"	"	"	Prag.
Obersachsen	"	"	"	Leipzig.
Thüringen	"	"	"	Erfurt.
Franken	"	"	"	Würzburg.
Hessen	"	"	"	Frankfurt a. M.
Westphalen	"	"	"	Münster.
Niederrhein	"	"	"	Köln.
Oesterreich	"	"	"	Wien.
Steiermark	"	"	"	Grätz.
Illyrien	"	"	"	Triest.
Tyrol	"	"	"	Innsbruck.
Baiern	"	"	"	München.
Schwaben	"	"	"	Stuttgart.
Oberrhein	"	"	"	Mannheim.
Mittelrhein	"	"	"	Mainz.

Die Städte hätten die Artillerie zu stellen, pferdereiche Städte und Dörfer die Cavallerie.

Das Material zu einem Heere von 4 Millionen ist vorhanden. Aber wir zweifeln nicht, daß manchem Halben=, Viertels= und Achtelsmenschen schon bei dem Gedanken einer solchen Organisation eine Gänsehaut überlaufen wird. Indessen, die Art der Organisation noch ganz dahin gestellt gelassen, wird man uns doch zugeben müssen, daß die, für jeden denkfähigen Politiker nachgerade unbestreitbar gewordene, Nothwendigkeit dieser Reform überhaupt vorausgesetzt, wir zu deren Durchführung mit bloßen Worten nimmermehr gelangen können, daß dazu aller Orten practisch Hand angelegt werden muß, daß dies die Pflicht aller der Männer des Fortschritts ist, die nicht blos mit liberalen Phrasen sich begnügen wollen und daß dazu auch eine Menge der trefflichsten Elemente bereits vorhanden sind, die nur der Organisation bedürfen. Auf der anderen Seite ist es unbestreitbar, daß jede intelligente, energische deutsche Regierung eines nicht gar zu kleinen Staates, welche die umfassende Durchführung der Wehrreform in die Hand nehmen würde, daran von den übrigen nicht nur nicht gehindert werden könnte, sondern diese vielmehr zur Nachfolge nöthigen, jedenfalls aber sich eine mächtige und einflußreiche Position gegenüber allen übrigen, nicht nur physisch in der gewaltig verstärkten Wehrkraft ihres Landes, sondern auch moralisch in der Zustimmung und dem Vertrauen der ganzen Nation schaffen würde! Die Hauptsache bleibt natürlich dem Geiste der Nation vorbehalten.

Wer wird die erste deutsche Volkswehr=Compagnie, Bataillon, Brigade, Armee=Corps errichten?

So lange freilich neben einer solchen Volkswehr das stehende Heer fortbesteht, werden die Kosten groß sein. Sobald aber dieses in der neuen Wehrorganisation aufgegangen sein wird, sobald die ersten Kosten der Einrichtung bestritten sein werden, dann treten auch die Ersparnisse ein. Das schweizerische Heer kostet viel weniger als das Heer von Würtemberg und Baden zusammen und doch kann dasselbe auf nahezu 300,000 Mann gebracht werden. Denn diese 300,000 Mann haben viel weniger Präsenztage im Laufe eines Jahres als die stehenden Heere der Fürsten.

Was in Folge dieser Organisation für die Wehrmannschaft an Sold erspart wird, kann auf die Besserstellung des Officercorps und auf das Material verwendet werden.

Die Soldaten von Profession würden bei einer solchen Einrichtung nichts verlieren, außer, wenn sie durchaus unbrauchbar sind, denn sie würden, sei es als militärische Lehrer der Jugend, sei es als Exerciermeister, in den Generalstäben, im Ingenieurcorps und in den Reihen der Volkswehr hinreichende, gut bezahlte und ehrenvolle Verwendung finden.

Ich kann es mir nicht versagen, aus Rüstow's oben genanntem Werke

die bedeutungsvollste hierher gehörige Stelle *) abdrucken zu lassen; sie lautet wörtlich wie folgt:

„Die Ansicht, daß es überhaupt einen Soldatenstand geben könne, muß gründlich und in den Tiefen der Herzen und der Geister ausgerottet werden, bevor von einer wahrhaften Ueberführung der gegenwärtigen Heereszustände in vernünftigere die Rede sein kann. Die alte Harmonie zwischen Bürger und Soldat in zeitgemäßen Formen muß aber hergestellt werden im Interesse der Freiheit, der naturgemäß Alles zustrebt. Es gibt nicht beständig Krieg, ja der Krieg soll immer mehr zu einem Ausnahmszustand werden. Bricht aber der Krieg aus, so muß er Sache des Staats, d. h. aller seiner Bürger sein, und in welchem Maaße die Kraft derselben angestrengt werde, eine wie große Zahl von ihnen zu den Waffen greifen muß, wenn es gilt, das Staatsgebiet, die Grundlage der ganzen Arbeit des Volkes, die Basis der Erfüllung seiner Mission gegen Angriffe von außen her zu vertheidigen, ob dann nicht alle zu den Waffen greifen müssen, das läßt sich im Voraus gar nicht bestimmen. Sollte man aber darum alle Bürger im Frieden beständig unter den Waffen halten? In einem Frieden, der vielleicht 40 bis 50 Jahre dauert? Es ist einfach unmöglich. Man muß also auf die Gründe zurückgehen, aus denen auch im Frieden die Bürger bei den Waffen sein sollen. Und diese Gründe können lediglich in der Waffenübung liegen. Dazu ist aber eine kurze Zeit und weniger Zeit in jedem folgenden Jahre genügend."

Ein Volk ohne Waffen ist machtlos gegen den Despotismus im Innern und gegen die Eroberungsgelüste von Außen.

Wer vertraut ist mit dem Kriegswesen in Frankreich oder gar in den vereinigten Staaten Nordamerika's, kann über den schutzlosen Zustand Deutschlands dem äußeren Feinde gegenüber nicht im Zweifel sein. Seit dem Jahre 1816 war die Bestimmung der deutschen Heere ausschließlich auf die Niederhaltung des freien Geistes im Volke, nicht auf Vertheidigung der Landesgrenzen berechnet.

Schutzlos liegen diese den Flotten des Feindes preisgegeben. Wer wollte wohl feindliche Panzerschiffe abhalten, Hamburg zu beschießen, Bremerhafen zu nehmen, Lübeck und alle übrigen Küstenplätze Deutschlands zu brandschatzen.

Was könnte uns eine Armee helfen, deren ganze Ausrüstung nur auf die Parade, deren eingetrichteter sog. Corpsgeist nur auf Vernichtung des Bürgers und Haß gegen jede Freiheitsbewegung berechnet ist?

Darum Volksbewaffnung — mit oder ohne die Regierungen Deutschlands!!

---

*) S. 413.

§. 20. Deutsches Parlament.

Das einzige Wahlgesetz, aus welchem, wenn die Zeit drängt, rasch und mit Aussicht auf Erfolg ein deutsches Parlament hervorgehen kann, ist dasjenige, welches die Reichsversammlung am 28. März 1849 beschloß, und der Reichsverweser Erzherzog Johann, unter Gegenzeichnung der Minister „H. v. Gagern, v. Peuker, v. Beckerath, Duckwitz, R. Mohl" am 12. April 1849 veröffentlichte.

Wenn wir einen gesetzlichen Zustand in Deutschland gehabt hätten, so hätte schon im Jahre 1849 nach diesem Wahlgesetz ein deutsches Parlament gewählt werden müssen. So lange dieses nicht geschehen ist, herrscht die Gewalt im Vaterlande, oder mit anderen Worten ein revolutionärer Zustand. Jede Regierung oder jeder Minister, welcher sich der Wahl eines deutschen Parlaments widersetzt, macht sich dadurch des Hochverraths schuldig. Es kommt darauf an, zu constatiren, welche Minister sich in dieser Lage befinden, welche nicht, damit zu geeigneter Zeit die Schuldigen ihre Strafe finden können.

Es genügt nicht, daß wir sagen: die deutsche Nation hat ein Recht auf ein deutsches Parlament. In jedem Wahlbezirke muß der Versuch gemacht werden, die Wahl eines Abgeordneten zu demselben durchzusetzen. Der erste Schritt wäre gewonnen, wenn die Wahlen stattgefunden hätten. Es würden sich dann wohl auch Ort und Zeit ermitteln lassen. Diejenige Regierung, welche der Nationalversammlung den erforderlichen Schutz zu verleihen Willens und im Stande wäre, träte dann an die Spitze der Nationalangelegenheiten.

Aus der deutschen Nationalversammlung könnte sich dann nach den Vorschriften der Reichsverfassung das nationale Leben entwickeln. Im Laufe weniger Sitzungen ließen sich diejenigen Aenderungen an der Reichsverfassung vom 28. März 1849 treffen, welche die Umstände bedingen. Eben so schnell ließe sich die Centralgewalt constituiren. Es wäre dadurch im Verhältniß zu den Bewegungen von 1848 mehr als ein Jahr kostbarer Zeit gewonnen.

Die deutschen Fürsten irren sich, wenn sie vermeinen, durch längeres Verharren auf der Bahn der Ungesetzlichkeit ihre Lage zu verbessern. Die constituirende Versammlung der Jahre 1848 und 1849 machte sich augenscheinlich großer Fehler schuldig. Sie handelte nicht rasch und entschlossen genug. Darum ist sie doch unvergessen im deutschen Vaterlande. Die von ihr zu Stande gebrachte Reichsverfassung stand nicht auf der Höhe der Zeit. Im Vergleiche zur deutschen Bundesacte von 1815 ist sie aber doch ein Meisterstück. Wenn die deutsche Nation keine andere Wahl hat, als zwischen einem nach den Bestimmungen der Bundesacte zusammengesetzten Bundestage, oder einer nach der Reichsverfassung vom 28. März 1849 zusammengesetzten Nationalversammlung, so ist sie nicht im Zweifel. Sie entscheidet sich für

die Verfassung vom 28. März und nicht für die Bundesacte, für die Nationalversammlung und nicht für den Bundestag.

Nach §. 104 der Reichsverfassung kann der Reichstag zu außerordentlichen Sitzungen jederzeit vom Reichsoberhaupt einberufen werden. Da das Reichsoberhaupt und die ganze Reichsregierung durch Gewalt abgehalten worden sind, ihren Verpflichtungen nachzukommen, so wird ohne Zweifel jede Gewalt, welche unter Bezugnahme auf die Reichsverfassung vom 28. März 1849 einen Reichstag beruft, Anerkennung finden. Stellt sich eine deutsche Regierung an die Spitze der Bewegung, so wird ihr die deutsche Nation entgegenjubeln und ihr die erforderliche Kraft bieten, ihr Unternehmen durchzuführen. Wagt keine deutsche Regierung, diesen Schritt zu thun, so werden sich Männer ohne Regierungsgewalt zusammenfinden, welche die Initiative ergreifen.

Ernennen die Regierungen keine Mitglieder zum Oberhause, so wird sich dieses ohne solche constituiren. Ernennen die Volksvertretungen der verschiedenen Staaten keine, so wird man sich ohne Staatenhaus behelfen.

Wählen nicht alle Wahlbezirke, so werden sie selbst den Schaden davon haben. Nach den Beschlüssen des Jahres 1849 sind 100 Mitglieder hinreichend, ein beschlußfähiges Volkshaus zu bilden.

Alles kommt darauf an, daß diejenige deutsche Regierung oder derjenige deutsche Verein, welcher den Reichstag beruft, soviel Macht besitze, die Wahl von beiläufig 150 Mitgliedern zum Volkshause durchzusetzen und die Versammlung vor ähnlichen Scenen zu schützen, wie sie im Sommer 1849 zu Frankfurt a. M. und Stuttgart vorkamen.

Die Centralgewalt, welche in einer Sitzung fertig werden müßte, würde, falls sie energisch ist, schnell die erforderlichen Finanzen und Heeresmächte herbeischaffen, um die Entwickelung des Lebens der im Werden begriffenen deutschen Nationalität möglich zu machen.

Die Sache ist durchaus nicht so schwer, als sie scheint, weil alle diese Bestrebungen durchaus gesetzmäßig sind, weil kein Beamter uns an deren Ausführung hindern kann, ohne sich selbst straffällig zu machen, hauptsächlich aber deswegen, weil die deutsche Nation ihres chaotischen Zustandes müde und geneigt ist, ihren Crystallisationsprozeß vor sich gehen zu lassen.

Einige Tausend Männer, welche sich zu dem bezeichneten Zwecke vereinigten, und nur einen festen Punkt in Deutschland ermittelten, wo der Reichstag zusammentreten könnte, würden gewiß früher oder später ihr Ziel erreichen. Allerdings dürften diese Leute keine Memmen sein. Sie müßten nicht blos zungenfertig, sondern nach Bedürfniß auch schlagfertig sein.

Es käme darauf an, große Volksversammlungen zu halten, um sich über die wesentlichen Punkte zu verständigen. Wir wollen keine geheime polnische

Nationalregierung, keinen gespensterhaften Stadthauptmann, sondern ein offenes, entschlossenes Auftreten. Die Sache ist gut und gesetzlich, um welche es sich handelt. Wer sich aber ihrer annehmen will, darf sich nicht fürchten vor den Ungesetzlichkeiten der Gegner, darf sich nicht fürchten weder vor einem Polizisten, noch vor einem Soldaten.

§. 21. Gewerbe-, Niederlassungs- und Heiraths-Freiheit.

Es geht im lieben deutschen Vaterland mit den eben bezeichneten Freiheiten ungefähr so wie mit der „Einheit und Freiheit Deutschlands" überhaupt. Nur die obscursten Menschen bekämpfen sie. Alle einigermaaßen verständigen Leute sind entschieden für alle diese Freiheiten. In mehreren Staaten sind sogar Gesetze erlassen worden, welche diese Freiheiten mehr oder weniger bestätigen.

Allein man bedenkt nicht, daß solange unsere Polizei so mächtig ist, wie jetzt, jede Freiheit ihr gegenüber zu nichte wird. Die Polizei weist ganz einfach jede mißliebige Person aus. Dieser Maßregelung sind nur diejenigen nicht ausgesetzt, welche am Orte ihrer Niederlassung Bürger sind.

Will sich dagegen jemand außerhalb des Orts, wo er Bürgerrecht hat, niederlassen, oder will er sich selbst am Orte seines Bürgerrechts verheirathen, so beginnt der Jammer.

Will er sich niederlassen, und erwirbt nicht auch das Gemeinde-Bürgerrecht, und wenn der Ort in einem andern deutschen Staate liegt, nicht auch das Staatsbürgerrecht, so kann er jeden Augenblick von der Polizei ausgewiesen werden. Bewirbt er sich um Orts- und Staatsbürgerrecht, so hängt es noch in den meisten deutschen Staaten lediglich vom guten Willen der betreffenden Behörden ab, ob er sein Ziel erreicht, oder nicht. Im günstigsten Falle kostet die Sache viel Geld und Zeit. Im ungünstigen Fall erhält er eine abschlägige Antwort. Das nennt man Niederlassungs- und Gewerbefreiheit!

Hat aber jemand das Bürgerrecht und will sich verheirathen, so muß er Erlaubniß haben. Ist Braut oder Bräutigam nicht bürgerlich ansässig, so muß er oder sie erst das Bürgerrecht erwerben, was ihm oder ihr sehr oft nicht gelingt. Mir sind viele Fälle bekannt, daß rüstige Brautpaare nach Amerika auswanderten, weil sie das Bürgerrecht im Heimathsorte des Bräutigams, bezugsweise der Braut nicht erlangen konnten.

In einer Gemeinde herrscht Judenhaß vor. Darum kann dort kein Jude bürgerliche Aufnahme finden, in einer andern will man keine Protestanten, weil sie vorherrschend katholisch, in der dritten will man keinen Katholiken, weil sie vorherrschend protestantisch ist. Bisweilen schämt man sich, den wahren Grund religiöser Intoleranz anzugeben. Mir sind aber auch Fälle bekannt, daß man sich gar nicht schämte, dieses geradezu auszusprechen.

Außer der religiösen Intoleranz wirken politische Meinungsverschiedenheit,

Brodneid, persönliche Feindschaft und tausend anderen Erbärmlichkeiten zusammen, um einem Menschen den Erwerb des Bürgerrechts unmöglich zu machen.

Wie verhält es sich aber mit der Gewerbefreiheit? Mit großen Posaunenstößen wurde das badische Gewerbegesetz in Scene gesetzt. Von vorn herein muß es schon auffallen, daß ein Büchelchen von 74 und VI. Seiten erforderlich war, um dasselbe zum Verständniß zu bringen. *) Handelte es sich hier nur annäherungsweise von dem, was man in einem freien Staate unter Gewerbefreiheit versteht, so wären dazu keine 80 Druckseiten erforderlich.

Wie verhält es sich nun mit dieser badischen Gewerbefreiheit — so ziemlich der am weitesten gehenden in Deutschland?

„Artikel 1.

Gewerbefreiheit und Freizügigkeit."

„Alle Staatsangehörigen ohne Unterschied sind zum Betrieb von Gewerben im ganzen Umfang des Großherzogthums berechtigt."

„Alle Staatsangehörigen" — ja, das ist schön! Aber wenn der Würtemberger, der Hesse, der Bayer, der Oesterreicher, der ganz nahebei wohnt, über die Grenze kommt und ein Gewerbe beginnen will, so heißt es: marsch! du bist kein badischer Staatsangehöriger; und wenn er dieses werden will, so beginnt der oben beschriebene Prozeß, der gar nicht aussieht wie Freiheit, sondern wie schwerer Druck.

Zudem ist das wichtigste aller Gewerbe, das Preßgewerbe von dieser sehr beschränkten Gewerbefreiheit sogar ausdrücklich ausgeschlossen und den haarsträubend reactionären Landes- und Bundes-Ukasen vom Jahre 1851, 1854 und 1857 unterworfen.

Das nennt man in Deutschland Niederlassungs- und Gewerbefreiheit!

Hätte ich etwas zu bestimmen, so würde ich etwa folgendes verfügen.

§. 1. Jeder ohne Unterschied des Geschlechts, der Abstammung und seiner staatsbürgerlichen Beziehungen ist zum Betrieb von Gewerben im ganzen Umfange des Landes berechtigt, unter Vorbehalt derjenigen Bestimmungen, welche in Betreff einzelner Gewerbe aus Rücksicht für die Gesundheit und die Sicherheit der Staatsangehörigen mögen erlassen werden.

Zu diesen Gewerben sind zu zählen: Auswanderungs-Agenturen, der Handel mit Waffen und Munition, mit Giften und der Handel und die Bereitung von Arzneistoffen, der Kleinhandel mit geistigen Getränken, Wirthschaften, Schifffahrt und Flösserei und Wasenmeisterei.

§. 2. Jeder Deutsche hat das Recht, an jedem Orte Deutschlands seinen

*) Gewerbegesetz für das Großherz. Baden nebst Vollzugsvorschriften u. s. w. von Turban. Karlsruhe 1862.

Aufenthalt und Wohnsitz zu nehmen, Liegenschaften jeder Art zu erwerben und darüber zu verfügen, jeden Nahrungszweig zu betreiben und durch einen Aufenthalt von sechs Monaten das Gemeindebürgerrecht ohne Kosten zu erwerben.

§. 3. Jeder Nicht-Deutsche kann das deutsche Bürgerrecht erwerben dadurch, daß er sich in Deutschland ein Jahr aufhält, nachdem er seine Erklärung abgegeben hat, deutscher Bürger werden zu wollen.

§. 4. Jede volljährige Person kann eine Ehe eingehen, sobald sie den Beweis ihrer Volljährigkeit beigebracht hat. Minderjährige Personen bedürfen der Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder.

§. 5. Die Ehe wird gültig abgeschlossen durch die von beiden Theilen in Gegenwart eines Geistlichen, Bürgermeisters oder Gemeinderaths und zweier Zeugen abgegebene entsprechende Erklärung.

§. 6. Alle voranstehenden §§. widersprechenden Gesetze, Verordnungen und Verfügungen sind hierdurch aufgehoben.

Das nenne ich Gewerbe-, Niederlassungs-, Heiraths-Freiheit und Freizügigkeit.

Derjenige deutsche Staat, welcher zuerst den Muth hat, derartige Gesetze zu geben, wird Tausende von Auswanderern in sein Gebiet ziehen, namentlich wenn er noch, wie in Amerika, die vorhandenen Staatsdomänen zu billigen Preisen in angemessenen Parzellen dem wirklichen Ansiedler zu Gebote stellt.

So faßt man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ungefähr die Freiheit auf. Dieses war die Grundlage, auf welcher sich die Bevölkerung durchschnittlich um 32 Procent, der Wohlstand um 100 Prozent alle zehn Jahre vermehrt hat.

§. 22. Gemeinnützige Anstalten.

Wenn wir das Postwesen, das Zollwesen, die Schifffahrtsordnung, Münze, Papiergeld, Maaß und Gewicht, Eisenbahnwesen, Domanialwesen und andere gemeinnützige Anstalten Deutschlands mit denjenigen der Vereinigten Staaten Nordamerika's oder England's vergleichen, so muß jeder Unbefangene erkennen, daß wir weit zurück sind.

In den Vereinigten Staaten Nordamerika's und in England z. B. gibt es nur eine Postverwaltung für das ganze Land. Die Postmarke am stillen Meere ist dieselbe wie am atlantischen Ocean. Aber in Deutschland brauche ich nur eine Stunde lang mit der Eisenbahn zu fahren, um durch das Gebiet von zehn verschiedenen Postmarken zu gelangen. Die in Kreuzerwährung ausgedrückte österr. deutsche Postvereinsmarke von Sachsen-Coburg gilt nicht in Sachsen-Weimar u. s. w. Für 3 Cents, 4½ Kreuzer geht in Amerika ein Brief 1000 Meilen weit, und wenn er bis zum andern Ende des

Continents, vom atlantischen Ocean bis zum stillen Meer geht, kostet er nur 10 Cents oder 15 Kreuzer. Bei diesem einfachen Tarife weiß sich jeder selbst zu helfen. Er klebt seine Postmarke auf den Brief und wirft ihn in die Büchse. Aber in Deutschland wechselt der Satz nach den Entfernungen, nach den verschiedenen Postgebieten. Durchschnittlich ist das Postgeld dreimal so hoch, als in England oder in den Vereinigten Staaten Amerika's. Ueberdies kommt in den meisten deutschen Staaten noch das lästige, vertheuernde „Bestellgeld" hinzu.

An demselben Orte, z. B. in Hamburg, sind eine Menge Post-Anstalten neben einander. Hamburger, schwedische, preußische, dänische, mecklenburgische, hannover'sche Post! Wer sechs Briefe zu bestellen hat, muß, den Umständen nach, zu sechs verschiedenen Posten laufen.

Allen diesen Mißständen wäre längst abgeholfen, wenn die Reichsverfassung vom 28. März 1849 eine Wahrheit geworden wäre. Denn dort heißt es §. 41.:

„Die Reichsgewalt hat das Recht der Gesetzgebung und die Oberaufsicht über das Postwesen, namentlich über Organisation, Tarife, Transit-Portotheilung und die Verhältnisse zwischen den einzelnen Postverwaltungen."

Mit Hülfe dieses Paragraphen ließe sich das Postwesen Deutschlands in schönste Ordnung bringen.

Allein das Privilegium, welches der Fürst Thurn und Taxis als Lohn für seine Erfindung der Postrelais erhalten hat, steht jetzt dem Postwesen überall im Wege. Die Relais sind durch die Eisenbahnen und Dampfschiffe überholt. Die Erfindung ist veraltet und soll jetzt den Aufschwung der Erfindungen unserer Tage hemmen! Das hat keinen Sinn. Die Zeiten Thurn und Taxis'schen Erfindungsgeistes liegen hinter uns. Den Thurn und Taxisschen Hemmschuh können wir nicht brauchen. Fort damit!

Noch schlimmer, als im Postwesen sieht es beim Zollwesen aus. Der deutsche Zollverein ist ein armseeliger Nothbehelf im Verhältniß zu englischer, französischer, nordamerikanischer Zoll-Einheit. Doch auch im Innern des Zollvereins bestehen die größten Uebelstände. Von der Grenze Hamburgs bis Wittenberg z. B. ist das Land, durch welches die Elbe läuft, Zollgebiet. Da kostet die Fracht des Centners 3 Silbergroschen, aber der Zoll 16!! Heiß das nicht die Elbe mit Gewalt trocken legen?!

Da lobe ich mir doch den §. 33 der Reichsverfassung vom 28. März 1849, wo es heißt: „das deutsche Reich soll Ein Zoll- und Handelsgebiet bilden, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze, mit Wegfall aller Binnenzölle."

Hätte dieser Paragraph Geltung, würde der von Preußen mit Frankreich abgeschlossene Handelsvertrag keine solchen Zuckungen in Deutschland hervorrufen, Deutschland bildete das schönste Handelsgebiet Europa's und sein Wohlstand würde sich seit 1849 mindestens verdoppelt haben.

Eben so verhält es sich mit der Schifffahrt auf deutschen Strömen. Hätten die §§. 20 — 27 der Reichsverfassung vom 28. März 1849 Kraft gewonnen, so wären nicht die Elbe und so viele andere deutsche Flüsse so gut wie trocken gelegt durch die an denselben erhobenen Zölle.

Wir haben in Deutschland 38 verschiedene Münzen und Papiergelder. Manches Münzgebiet ist so klein, daß es nicht zwei Eisenbahnstationen neben einander hat. Im Norden Thaler, im Süden Gulden, im Südosten gilt 5 Kreuzer, was im Südwesten 6. Die ganze Rechnung in Gulden und Thalern ist unlogisch und unbequem. Wieviel logischer und bequemer ist der amerikanische Decimalfuß. 100 Cents machen einen Dollar. Ich brauche also nur zu addiren, um die Dollars zu haben. In Deutschland muß ich, wenn ich die Kreuzer addirt habe, erst mit 60 dividiren, um sie in Gulden zu verwandeln, oder wenn ich die Silbergroschen habe, mit 30 dividiren, um die Thaler zu bekommen, von Pfennigen gar nicht zu reden.

Weit schlimmer ist es mit dem Papiergelde. Wie wird es im Falle einer Krisis mit dem Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein'schen, mit dem Anhalt'schen und anderem kleinstaatlichen Papiergelde werden? In Friedenszeiten geht es noch zur Noth. Da kömmt man mit einiger Unbequemlichkeit und geringem Schaden davon. Aber in der Zeit einer Krisis riskirt man, Alles zu verlieren.

Derselbe Jammer besteht in Betreff des Maaßes und Gewichtes.

Für alle diese Uebelstände verspricht die Reichsverfassung vom 28. März 1849 Abhülfe.

§. 45. Die Reichsgewalt ausschließlich hat die Gesetzgebung und die Oberaufsicht über das Münzwesen. Es liegt ihr ob, für ganz Deutschland dasselbe Münzsystem einzuführen.

Sie hat das Recht, Reichsmünzen zu prägen.

§. 46. Der Reichsgewalt liegt es ob, in ganz Deutschland dasselbe System für Maaß und Gewicht, sowie für den Feingehalt der Gold- und Silberwaaren zu begründen.

§. 47. Die Reichsgewalt hat das Recht, das Bankwesen und das Ausgeben von Papiergeld durch die Reichsgesetzgebung zu regeln. Sie überwacht die Ausführung der darüber erlassenen Reichsgesetze."

Doch alles das ist nicht wirklich geworden.

In den Vereinigten Staaten Nordamerika's werden Getraide, Vieh, Kohlen und andere ähnliche Artikel von Jowa und Illinois zu Lande nach den Städten des Ostens und zu Wasser auf dem Mississippi über 300 deutsche Meilen weit mit Vortheil transportirt. Wer könnte dieses auf deutschen Eisenbahnen oder Flüssen thun? Die Kosten des Transports würden Alles verschlingen. Diesem Uebelstande wäre längst abgeholfen, hätte §. 28 der Reichsverfassung vom 28. März 1849 Geltung bekommen.

Dort heißt es:

„Die Reichsgewalt hat über die Eisenbahnen und deren Betrieb, soweit es der Schutz des Reiches oder das Interesse des allgemeinen Verkehrs erheischt, die Oberaufsicht und das Recht der Gesetzgebung."

Auch dieser Paragraph ist aber ein todter Buchstaben geblieben.

Von uns hängt es ab, allen diesen höchst zweckmäßigen Bestimmungen Lebenskraft einzuhauchen. Es ist wohl der Mühe werth, einige Opfer zu bringen, um alle diese Lebensfragen in einer dem Bedürfnisse der deutschen Nation entsprechenden Weise zur Lösung zu bringen.

Von selbst fällt uns aber das Glück nicht in den Schooß. Wir müssen kämpfen, es zu erringen.

§. 23. Nationalverein.

In welchem Verhältniß stehen die unter den §§. 17 bis 21 entwickelten Ansichten zu denjenigen des Nationalvereins?

Vor allen Dingen, glaube ich, habe ich mich größerer Kürze befleißigt, als die Herren vom Nationalverein.

Sodann wird es mir erlaubt sein zu bemerken, daß ich die 80,000 Thaler, welche der Nationalverein direct dem vorigen, indirect aber dem jetzigen Ministerium Bismark-Schönhausen zur Unterstützung der preußischen Flotte ausgezahlt hat, weit lieber auf den Ankauf einiger tausend gezogenen Musketen und zur Unterstützung von beiläufig 100 Wehrvereinen verwendet hätte.

Uebrigens stimmen folgende Beschlüsse des Nationalvereins auch mit meiner Ueberzeugung überein.

Beschluß vom 4. September 1860:

„Der Nationalverein erkennt es für seinen Beruf, auf die Schaffung einer einheitlichen Centralgewalt und eines deutschen Parlaments mit allen gesetzlichen Mitteln hinzuwirken. Zu den Befugnissen der Centralgewalt gehört vor Allem die militärische Obergewalt und die ausschließliche Vertretung gegenüber dem Ausland."

Beschluß vom 24. August 1861:

1) der deutsche Nationalverein wird in jeder ihm möglichen und gesetzlich zulässigen Weise die Bildung von Wehrvereinen in Deutschland fördern;

2) er wird hierbei in gleicher Weise, insbesondere auf die Gleichmäßigkeit in Ausrüstung und Ausbildung — ohne ängstliches Festhalten in Kleinigkeiten und Nebensachen — hinarbeiten;

3) er beauftragt und ermächtigt seinen Ausschuß, unter Hinanziehung von Fachmännern alle geeigneten Schritte in dieser Angelegenheit zu thun."

Beschluß vom 6. October 1862:

„Dem Rechtsbewußtsein der Nation und ihrem Verlangen nach Macht und Freiheit entspricht nur Eines,

die Ausführung der Reichsverfassung vom 28. März 1849 sammt Grundrechten und Wahlgesetz,

wie sie von den legal erwählten Vertretern des Volkes beschlossen sind."

Mit diesen Beschlüssen in der Hauptsache einverstanden, bedauere ich, daß sie eben doch so ziemlich nur auf dem Papier stehen geblieben sind.

Es entsteht daher die Frage: wird der Nationalverein, wie die weiland Nationalversammlung von 1848 und 1849 sich damit begnügen, Beschlüsse zu fassen, ohne deren Vollziehung zu bewirken, oder wird er auch zur That schreiten?

Versteht er unter „gesetzlich" nichts anderes, als passiv, geduldig, thatlos, oder aber versteht er darunter, entsprechend dem mit Füßen getretenen Gesetz, auch den gesetzlichen Kampf gegen die das Gesetz mit Füßen tretenden Gewalten?

Darüber wird uns ohne Zweifel die nächste Generalversammlung des Nationalvereins Auskunft ertheilen. Darnach wird zu beurtheilen sein, ob der Nationalverein von 1860—1863 mit der Nationalversammlung der Jahre 1848 und 1849 werde zu begraben, oder aber mit Kraft und Nachdruck zu unterstützen sein.

Was ich unter Kraft und Nachdruck verstehe, bezeichnen die folgenden Paragraphen.

§. 25. Einheit und Freiheit.

Die Worte: Einheit und Freiheit sind in Aller Munde. Allein über die mit denselben verbundenen Begriffe herrscht schon Zwiespalt; und wenn es sich handelt um die zu deren Verwirklichung erforderlichen Thaten, stößt man nur zu häufig auf Zittern und Zagen.

Wer von Freiheit und Einheit spricht, aber die nothwendigen Voraussetzungen derselben nicht will, ist entweder ein Heuchler oder ein Feigling.

Untersuchen wir, was die Voraussetzungen von Einheit und Freiheit sind!

Im Großen und Ganzen bietet uns nur ein Staat der Welt die segensreichen Folgen der Einheit und der Freiheit: der Staatenbund in Nordamerika. Dieser zählte im Jahre 1790 vier Millionen Einwohner und vermehrte sich seit dieser Zeit regelmäßig alle 10 Jahre um 32 Procent seiner Bevölkerung, während dessen Wohlstand um mehr als 100 Prozent zunahm.

Manche glauben zwar, diesen außerordentlichen Aufschwung dem Reichthume der Union an Boden beimessen zu müssen. Allein Rußland, Brasilien, die ehemals spanischen Colonieen Amerika's, Australien, Africa und Asien

sind eben so reich an Grund und Boden. Sie nahmen nur wenig an Bevölkerung, Wohlstand und Bildung zu, weil ihnen das Element fehlte, welches die Grundlage alles Fortschrittes ist: die Einheit und die Freiheit.

Deutschland hat wohl auch zugenommen. Es zählte im Jahre 1820 rund 30 Millionen nach 40 Jahren etwa 43 Millionen, oder es vermehrte seine Bevölkerung in 40 Jahren nicht ganz um 50 Procent. Die vereinigten Staaten Nordamerika's vermehrten in dieser Zeit ihre Bevölkerung von $9\frac{1}{2}$ Millionen auf $31\frac{1}{2}$ Millionen oder um mehr als 300 Procent, d. h. während Deutschland um die Hälfte seiner Bevölkerung zunahm, nahm die Union um mehr als das dreifache zu.

Dieser Aufschwung ist die natürliche Folge der Einheit und Freiheit der Union.

Was versteht man unter Einheit? Welches sind die Hindernisse derselben in Deutschland? Welches sind ihre Voraussetzungen?

Die Einheit eines Ganzen setzt voraus die harmonische Beschaffenheit seiner Theile. Wenn ein Haus 38 Fenster hat, von welchen zwei 100 bis 150 Fuß hoch sind, fünf eine Höhe von 5 bis 10 Fuß und dreißig eine Höhe von 10 Fuß bis eine Linie herab haben, so wird Jedermann sagen: das Haus hat keinen Baustyl, es ist ein Ergebniß des blinden Zufalls, nicht das Werk eines vernünftigen Baumeisters.

So verhält es sich aber mit unserem Deutschland: das preußische Fenster zählt 15 Millionen, das Lichtenstein'sche, das Hessen-Homburg'sche, das Reuß-Greiz'sche nur einige tausend Einwohner. Das ist ganz anders in der nordamerikanischen Union. Der größte Staat New-York zählt nicht 4 Millionen Einwohner, der kleinste, wenn wir von den ganz neu errichteten, die sich schnell mehren werden, absehen, immer noch, wie Kansas, über 100,000 Einwohner.

Die Einheit setzt ferner voraus: Lossagung von allen fremdartigen Bestandtheilen. Deutschland kann nicht zugleich deutsch, italienisch, polnisch, dänisch und holländisch sein. Die Einheit Deutschlands setzt voraus die Ausscheidung der mit demselben verbundenen italienischen, polnischen, dänischen und holländischen Bestandtheile.

Man sagt freilich die polnischen, italienischen, dänischen und holländischen Provinzen unserer deutschen Fürsten gehörten nicht zum deutschen Bunde. Allein wir wissen sehr wohl, daß diese Provinzen wiederholt zu Kriegen Veranlassung gegeben haben, an welchen die deutschen Streitkräfte Theil nehmen mußten. Italiener und Polen machen es der deutschen Nation zum Verbrechen, daß ihnen eine nationale Existenz verwehrt werde. Die einzige Entschuldigung der deutschen Nation ist ihre Unmacht. Eine traurige Entschuldigung!

Die Einheit einer Nation setzt eine einzige Souveränität und nicht 38

Souveränitäten voraus. So lange die deutsche Nation mehr als eine Souveränität besitzt, ist sie selbst nicht souverän. Wer deutsche Einheit will, der muß auch die Beseitigung jedweder anderen, als der Souveränität der deutschen Nation wollen. Deutsche Einheit mit österreichischer, preußischer oder auch nur mit reuß-greizischer Souveränität ist unvereinbar, ist eine contradictio in adjecto.

Der Boden deutscher Einheit ist nicht der Inbegriff der Stammbäume der deutsen Fürstengeschlechter. Auf diesem Boden ist im Gegentheile die deutsche Zersplitterung, die deutsche Zwietracht gewachsen. Der Boden deutscher Einheit ist nicht die aus Erbrecht, Kriegsrecht, Kaufrecht und anderen ähnlichen sogenannten Rechten hervorgegangene Zerreißung Deutschlands, sondern die uralte Stammes-Einheit der deutschen Nation *).

Wer deutsche Einheit will, höre auf, die Stammbäume deutscher Fürstenhäuser zu verehren! Denn deutsche Einheit ist unvereinbar mit diesen Stammbäumen. Deutsche Einheit bedeutet Entfernung aller Hindernisse, welche ihr widerstreben, also

1) Entfernung aller Souveränitäten außer derjenigen der deutschen Nation.
2) Lossagung von allen fremdartigen Bestandtheilen, namentlich allen italienischen, polnischen (d. h. heutzutage noch polnischen), dänischen und holländischen Provinzen.

Wer jene Entfernung und diese Lossagung nicht will, der spreche nicht von deutscher Einheit, der gebe sich als deren Gegner, als den Förderer deutscher Zersplitterung und Zwietracht zu erkennen! Wir wissen dann, was wir von ihm zu halten haben.

Wir wenden uns zu der deutschen Freiheit. Mit dieser sieht es leider nicht besser aus, als mit der deutschen Einheit.

Die Freiheit der Presse ist unvereinbar mit den Systemen der Concessionen, Cautionen, strenger Strafen, Verwarnungen und Umgarnungen, welche jetzt noch aller Orten bestehen.

Die Freiheit der Religion erlaubt nicht, daß neben dem Geistlichen überall der Büttel und neben dem Büttel aller Orten der Geistliche stehe. Die Religionsfreiheit setzt voraus, daß der Staat den Bürger gar nicht nach seiner Religion frage, und die Kirche dem Staate weder diene, noch ihn als Diener gebrauche. Zur Zeit ist aber aller Orten der Staat abwechslungsweise der Herr und der Diener der Kirche und die Kirche abwechslungsweise die Magd und die Despotin des Staats.

Eben so wenig als Freiheit der Presse und der Religion, haben wir

---

*) S. oben §. 19.

Freiheit der Niederlassung, der Gewerbe und der Verehelichung, Freiheit des Handels und der Schifffarth *).

Im Jahre 1848, als die Wogen der Volks-Entrüstung hoch gingen, gaben die Fürsten dem Volke die Freiheit, eine Verfassung für Deutschland zu entwerfen. Dieselbe fiel, unseres Erachtens, sehr wenig befriedigend aus. Immerhin bildete sie einen Fortschritt im Verhältniß zu den früheren Zuständen. Doch diese Verfassung, obgleich von 29 deutschen Fürsten ausdrücklich genehmigt, ist mit Gewalt von den Fürsten umgestürzt worden.

Die Freiheit Deutschlands setzt vor allen Dingen die Freiheit der Verfassung Deutschlands voraus. Die Freiheit Deutschlands ist unvereinbar mit dem deutschen Bundestage oder irgend einer Verfassung, welche das deutsche Volk sich nicht selbst gegeben hat.

Die Freiheit läßt sich nicht octroyiren, weder vom Hause Habsburg, noch vom Hause Hohenzollern, weder von Schleiz, noch von Greiz. Die Freiheit läßt sich nur entwickeln aus dem inneren Leben der Nation. Der Anfang dazu ist gegeben in der Verfassung vom 28. März 1849.

Diese Verfassung begründet, nach meiner Auffassung, noch lange nicht deutsche Freiheit und Einheit, allein sie bietet uns doch einen Mechanismus, mit dessen Hilfe in der Richtung deutscher Freiheit und Einheit gearbeitet werden kann. Wenn die deutsche Nation nicht die Kraft besitzt, diesen ersten Anfang deutscher Einheit und Freiheit in Wirksamkeit zu setzen, dann sollte sie aufhören, von deutscher Einheit und Freiheit zu sprechen.

Deutsche Einheit und Freiheit läßt sich nicht erringen durch Redenhalten, sondern nur durch eine Organisation, welche stark genug ist, alle widerstrebenden Hindernisse zu beseitigen.

Der erste Schritt zur Bildung einer solchen Organisation ist gemacht durch den deutschen Nationalverein. Allein die Wirksamkeit desselben war bisher viel zu schwach. Es kömmt darauf an, sie zu stärken.

Wer von dem am 16. August 1863 zusammengetretenen Fürstentag das Heil Deutschlands erwartet, hat eben so großes Unrecht, als derjenige, welcher es von dem Wiener Congresse des Jahres 1814 und 1815, von dem Karlsbader Congresse des Jahres 1819, von den Wiener Conferenzen des Jahres 1834 und von dem wiederhergestellten Bundestage des Jahres 1851 erwartete.

Die Fürsten Deutschlands haben seit langer Zeit durch ihre Thaten bekundet, daß sie ihre persönlichen und dynastischen Interessen von denjenigen der deutschen Nation trennten. Es kann auch nicht anders sein. Seit dem Jahr 1815 besteht ein immer klarer hervortretender Antagonismus zwischen Fürsten- und Volksrechten, wie sich ein solcher herausgestellt hat zwischen deutscher und auswärtiger Nationalität. Der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen

*) S. oben §. 21, 22.

können schon aus dem Grunde Deutschland nicht vertreten, weil sie auch nichtdeutsche Provinzen beherrschen. Die Ansprüche, welche diese gegen sie erheben, machen es ihnen unmöglich, das deutsche Interesse rein und ohne Beimischung zu erfassen und geltend zu machen.

Der einzige Weg, welcher die deutsche Nation zu Einheit und Freiheit führen kann, ist derjenige, den sie im Jahre 1848 betrat. Nur machte sie damals den Fehler, daß sie sich in zwei freisinnige Fractionen spaltete. Der parlamentarischen Fraction fehlte die erforderliche militärische Gewalt, der Fraction der That fehlte das Volksparlament. Beide Fractionen vereinigt hätten das Verfassungswerk durchführen können. Getrennt unterlagen sie der Fürstenmacht. Die Aufgabe unserer Zeit ist es, beide Fractionen zu versöhnen. Aus ihrem Bunde wird der Nation die Kraft erwachsen, welche uns zu Einheit und Freiheit führt.

Dann erst wird die deutsche Nation anfangen zu leben, im wahren Sinne des Wortes. Denn das Dasein, das sie jetzt führt, ist nur ein Krankheitsproceß, ist Siechthum.

Dann erst kann sich der Wohlstand, die Bevölkerung und die Weltstellung Deutschlands in ähnlichem Maaße emporschwingen, wie dieses in den vereinigten Staaten Nordamerika's geschehen ist.

Denn Wohlstand und Bildung, Macht in weiten und in engen Kreisen entwickeln sich in großartiger Weise nur unter den Fittigen der Freiheit und der Einheit.

Glaube aber Niemand, das eine dieser Güter lasse sich erringen ohne das andere! Die Leute, welche sich im Jahre 1848 einbildeten, die Einheit Deutschlands lasse sich ganz schnell fertig bringen auch ohne die Freiheit, haben sich gewaltig geirrt. Die fehlende Freiheit war das Grab, in welches die gesuchte Einheit versank.

Einheit und Freiheit sind gleich der rechten und der linken Seite eines Körpers. Die eine kann ohne die andere keinen Fortschritt machen. Die Einheit ist das Produkt einer richtig geleiteten Freiheit, und die Freiheit die natürliche Folge einer wohl verstandenen Einheit. Wer die eine dieser Schwestern von der anderen trennt, tödtet beide. Ihm bleibt nichts übrig, als die Leiche. Wir wollen keine Leichen-Einheit und keine Leichen-Freiheit, sondern eine lebenskräftige Einheit und Freiheit, ähnlich derjenigen, wie wir sie in den vereinigten Staaten Nordamerika's gewahren.

Als die Kaiser-Deputation im April 1849 unverrichteter Dinge aus Berlin zurückkehrte, erklärten deren Wortführer: „Jetzt steigen wir auf die Barrikaden." Doch sie thaten es nicht. Sie konnten es nicht thun. Es lag nicht in ihrer Natur. Sie hatten sich von ihrer besseren Hälfte getrennt. Sie vermochten nichts auszurichten. Ohne Blutvergießen wurden die letzten Reste des Parlaments in Stuttgart auseinander getrieben. Nur im Bunde mit

den Männern der That hätten sie etwas leisten können. Dieser Bund war zerrissen worden. Der Riß ließ sich so schnell nicht wieder herstellen. Nun sind aber 14 Jahre über die Gräber und die Wunden der Sturmjahre 1848 und 1849 hinweggezogen. Sollte jetzt nicht Frieden geschlossen werden können zwischen beiden Fractionen? Jetzt heißt die Losung: Frieden mit den Männern des Fortschritts, Frieden mit Allen, welche redlich wollen: Einheit und Freiheit! Krieg gegen deren Feinde und folgeweise Organisation zu diesem Behufe!

§. 25. Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle!

Diesen Wahlspruch ziehe ich dem französischen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ bei weitem vor, weil er einen bestimmtern Sinn und eine greifbarere Bedeutung hat.

Gleichheit, selbst wenn wir darunter Gleichberechtigung verstehen, ist auf dieser Erde kaum zu erreichen, und wenn die Gemüthlichkeit in Geldangelegenheiten aufhört, so fängt die Brüderlichkeit in Staatsangelegenheiten gewöhnlich gar nicht an. Je überschwenglicher der französische Wahlspruch, desto schwerer ist er zu erreichen.

Die Freiheit ist mit Wohlstand und Bildung auf's Innigste verwachsen. Sie ist zugleich die Mutter und Tochter Beider. Ohne Wohlstand und Bildung ist die Freiheit weder zu erreichen, noch zu behaupten, allein nicht Reichthümer, nicht Gelehrsamkeit ist es, was die Völker brauchen, um sich der Freiheit zu versichern, sondern allgemein verbreiteter Wohlstand, die Bildung der Gesammtheit.

Im Alterthum besaßen die Griechen und Römer am meisten Freiheit und sie waren auch diejenigen Völker, in deren Schooße Wohlstand und Bildung am allgemeinsten blühten. Als aber einzelne Griechen und Römer unermeßliche Reichthümer sammelten, während die Massen beider Nationen in Armuth versanken, als die vornehmen Jünglinge einer sophistischen Ueberbildung verfielen, und die Massen ohne Unterricht blieben und die Gelegenheit zu ihrer Ausbildung ihnen entzogen wurde, da gingen die Völker ihrem Untergange entgegen. Die Griechen wurden die Beute der Römer, die Römer mußten sich beugen vor den wilden Stämmen der Deutschen.

Ebenso war es im Mittelalter. Wohlstand und Bildung waren immer und aller Orten im Geleite der Freiheit. Die Unfreiheit führte immer und überall zu Noth und Armuth.

Die freien Städte Italiens, Deutschlands, der Provence und des burgundischen Kreises bilden die Glanzpunkte des Mittelalters, denen sich die Schweiz anreiht von der Zeit an, da sie das habsburgische Joch abschüttelte.

In der neueren Zeit schwangen sich die vereinigten Niederlande, England und die vereinigten Staaten Nordamerika's zu außerordentlichem Wohlstand

und allgemein verbreiteter Bildung empor. Die furchtbaren Kriege, welche sie im Kampfe gegen ihre Zwingherren zu bestehen hatten, vermochten nicht so viel zu zerstören, als unter dem Schutze der Freiheit emporwuchs, und so bald die Befreiungskriege dieser Völker überstanden waren, entwickelte sich rasch eine Blüthe der Bildung und des Wohlstands, von welcher sie selbst früher keine Ahnung gehabt hatten.

Wir aber in Deutschland arbeiten mit gefesselten Händen und Füßen. Nicht blos sind wir selbst gekettet, indem wir in unserer Niederlassung, in unseren Gewerben, in unserer Verehelichung schwer gehemmt sind, auch unsere Straßen und Flüsse sind uns unterbunden. Ehe der Mensch anfangen darf zu arbeiten, braucht er aller Orten Concession, Caution, Einkauf, Licenz. Dann muß er schwere Abgaben zahlen. Unsere Jugend wird in den wichtigsten Jahren der Entwickelung aus ihren bürgerlichen Verhältnissen gerissen, muß Soldat werden und kostet dem Staate unerschwingliche Summen, statt für sich und den Staat etwas zu produciren.

Der erste Schritt zum Wohlstande ist die Freiheit. Deutschland muß arm bleiben, so lange die Freiheit fehlt. Darüber möge sich Niemand täuschen. Im Verhältniß zu den freien Staaten der Welt, zu England und den vereinigten Staaten Nordamerika's ist Deutschland sehr arm und elend.

Deutschland's Boden ist reich genug, um eine doppelt so große Bevölkerung als es jetzt besitzt, wohl zu nähren. Wenn aber die schönsten und fruchtbarsten Gegenden für den Wildstand der Fürsten und des hohen Adels vorbehalten sind, wenn einzelne begünstigte Personen und Stände für Hunderte und Tausende zehren, dann müssen freilich die Massen darben; dann fehlen ihnen die Mittel, sich eine andere Bildung, als diejenige zu verschaffen, welche Fürsten und Geistliche im Bunde ihnen gern aufdringen, d. h. Afterbildung statt vernünftiger Entwickelung der Geisteskräfte.

Doch aller Orten und immer sind den Völkern Wohlstand, Bildung und Freiheit nicht während des Schlafes in den Schooß gefallen. Die persischen Kriege stählten die Griechen, die punischen die Römer. Nahezu zweihundert Jahre lang kämpften die Schweizer für ihre Freiheit, achtzig Jahre lang die Niederlande gegen Spanien. Furchtbar war das Ringen der Engländer gegen die Stuarte, zumal gegen Karl I. Sieben Jahre lang mußten die Nordamerikaner den Krieg mit dem sie bedrückenden Mutterlande aushalten.

Wer Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle will, mache sich auf Kampf gefaßt! Nur im Kampfe kann sich diejenige Kraft entwickeln, welche im Stande ist, den Werth dieser Güter zu würdigen und sie fest zu halten. Unausgesetzte Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit. Sie muß dem Menschen zur zweiten Natur geworden sein, bevor er der Freiheit und durch sie des Wohlstands und der Bildung fähig ist.

Wohlstand, Bildung, Freiheit für Alle setzt voraus:

Entschlossenheit, Festigkeit und Kühnheit. Nur durch sie können wir unser gemeinsames Ziel erreichen.

§. 26. Preßfreiheit.

In unseren Tagen ist man allgemein theoretisch darüber einverstanden, daß die erste Bedingung eines frischen Volkslebens die Freiheit der Presse ist. Daher hat man nirgends die alte Censur aufrecht erhalten. Allein ist darum die Presse frei geworden? Keineswegs. Ja! sie kann es sogar, nach den im Juli 1854 vom deutschen Bunde erlassenen Bestimmungen über die Presse, nirgends sein.

Allerdings bestehen in den verschiedenen Staaten Deutschlands verschiedene Preßgesetze, allein keines derselben verleiht der Presse Freiheit. Die Verschiedenheit besteht nur in der Zahl und in der Beschaffenheit der ihr angelegten Daumschrauben.

Unser Raum gestattet uns natürlich nicht, alle diese Preßgesetze zu untersuchen. Allein indem wir das österreichische Preßgesetz vom 17. Decbr. 1862 „das neueste Preßgesetz Deutschlands", uns vergegenwärtigen, geben wir ein Bild der Zustände der deutschen Presse überhaupt.

Ein freisinniges Preßgesetz läßt sich in zwei kurze Sätze fassen: „Die Presse ist frei," welchen das österr. Preßgesetz nicht, und folgenden, welchen es enthält: „Wofern durch den Inhalt einer Druckschrift eine nach den bestehenden Strafgesetzen strafbare Handlung begangen wurde, sind darauf die Bestimmungen dieser Gesetze anzuwenden." (§. 28.)

Das österreichische Preßgesetz vom 17. December 1862 enthält aber außerdem 41 Paragraphen, von denen jeder eine oder mehrere Beschränkungen der Preßfreiheit in sich schließt.

Wenn jemand eine Zeitschrift herausgeben will, so muß er sein Vorhaben

1) dem Staatsanwalte und 2) der betreffenden Sicherheitsbehörde anzeigen, 3) dann acht Tage warten, ob von Seiten der letzteren nichts verfügt wird. Die Behörde hat es also in ihrer Gewalt, von vorn herein den Embryo der Zeitschrift zu ersticken, indem sie dieses verfügt. Läßt sie aber denselben zu Tage treten, so setzt dieses voraus, 4) daß das einzusendende Programm gut befunden worden sei, 5) daß der oder die Redacteure österreichische Staatsbürger, 6) eigenberechtigt (?) seien, 7) und am Orte des Erscheinens der Zeitschrift ihren Wohnsitz haben. Handelt es sich um eine Zeitschrift, welche öfter als zweimal im Monate erscheint, und, sei es auch nur nebenher die politische Tagesgeschichte, religiöse oder sociale Tagesfragen bespricht, so ist ferner 8) eine Caution zu leisten, welche in Wien und Umgebung

8000 Gulden, an andern Orten 6000, beziehungsweise 4000 oder 2000 Gulden beträgt.

Durch diese Bestimmungen wird von vornherein schon die Entstehung jedwedes unabhängigen Blattes unmöglich gemacht. Sollte übrigens durch die Gunst des Augenblicks dennoch eine solche Zeitschrift entstanden sein, so enthält das Preßgesetz Mittel genug, derselben nach den Umständen rasch oder langsam ein Ende zu machen.

Zu beiden Proceduren bietet das Preßgesetz Handhaben in Menge; z. B. §. 19 bestimmt:

„In eine periodische Druckschrift muß jede Berichtigung von darin mitgetheilten Thatsachen auf Verlangen einer Behörde oder betheiligten Privatperson in das nach gestelltem Begehren zunächst erscheinende Blatt oder Heft aufgenommen werden."

Durch diese Bestimmung ist jede Zeitschrift der Willkür aller Behörden schutzlos preisgegeben. Denn unter dem Vorwande der Berichtigung von Thatsachen können die Behörden jeden Tag jedes Blatt einer Zeitschrift zum größten Theile wenigstens füllen, namentlich falls einige Privatpersonen ihnen hülfreich an die Hand gehen.

Wir wollen die Strafgesetze, welchen Zeitungsschreiber, gleich allen übrigen Staatseinwohnern, unterworfen sind, nicht näher erörtern. Es genügt hier zu bemerken, daß nach §. 28 Abs. 4 „für wahrheitsgetreue Mittheilungen" nur

„öffentlicher Verhandlungen des Reichsraths und der Landtage"

Niemand zur Verantwortung gezogen werden kann. Wahrheitsgetreue Mittheilungen anderer Körperschaften oder selbst der genannten, insofern sie nicht öffentlich waren, schließen also keineswegs die Verantwortlichkeit aus. Die Wahrheit ist kein Rechtfertigungsgrund der Mittheilung. Jede mißliebige Wahrheit kann also zu einem Tendenz-Prozesse Stoff bieten.

Führt ein solcher Tendenz-Prozeß auch nur zu einer Geldstrafe, so ist die Existenz des Blattes, wenn es nicht reich ist, immer gefährdet. Denn in diesem Falle wird die Geldstrafe von der erlegten Caution erhoben und wenn dann dieselbe nicht innerhalb 8 Tagen ergänzt ist, wird die Zeitschrift eingestellt, bis die Ergänzung nachgewiesen ist.

Wird aber gar jemand „wegen des Inhalts einer Druckschrift — eines Verbrechens oder Vergehens schuldig erkannt, so ist nebst der in den bezüglichen Gesetzen ausgesprochenen Strafe auch auf Verfall der Caution — zu erkennen." Mit der Caution hört aber selbstverständlich das Blatt auf, insofern sie nicht innerhalb 8 Tagen ergänzt wird.

Auf besonderen Antrag des Staatsanwalts kann übrigens (§. 38) das weitere Erscheinen einer periodischen Druckschrift, und zwar bis auf die Dauer von drei Monaten eingestellt werden, wenn durch den Inhalt derselben

1) ein mit mehr als fünfjähriger Kerkerstrafe bedrohtes Verbrechen, oder 2) innerhalb der Frist eines Jahres entweder zweimal ein geringer bestraftes oder 3) ein solches Verbrechen und ein Vergehen oder 4) dreimal ein Vergehen begründet wurde.

Einstellung einer periodischen Zeitschrift, welche mehr als zweimal des Monats zu erscheinen pflegt, auf drei Monate, ist einem vollständigen Verbote so ziemlich gleich zu rechnen. Niemand wartet drei Monate lang auf das Wiedererscheinen einer Zeitung.

Zur Einstellung des Erscheinens einer Zeitschrift ist übrigens gar nicht immer ein gerichtliches Erkenntniß erforderlich. Die Sicherheitsbehörde d. h. die Polizei kann dieselbe verfügen, so oft sie der Ansicht ist, daß eine der im Anfange dieses Artikels bezeichneten acht Förmlichkeiten nicht in Ordnung sei; und die Beschwerde gegen eine solche Einstellung hat keine aufschiebende Wirkung.

Zu allen den bisher erwähnten Pflichten der Redacteure und Herausgeber von Zeitschriften kommen noch eine Menge anderer, welche alle durch schwere Strafen eingeschärft werden (siehe namentlich §§. 17. 18.) Am peinlichsten wird das Rechtsgefühl verletzt durch die §§. 29. 30. 31. 32. 33. denen zufolge, unter dem Vorwande der „Vernachlässigung pflichtmäßiger Aufmerksamkeit und Obsorge", Verfasser, Herausgeber und Drucker mit schweren Strafen selbst dann bedroht werden, „wenn denselben das fragliche Verbrechen oder Vergehen nach den allgemeinen Grundsätzen des Strafgesetzes nicht zugerechnet werden kann."

Sehr bedauerlich sind auch die §§. 23. 24. 25. 26., welche von Verboten und Geldstrafen wimmeln, und welche alle mit Freiheit der Presse durchaus unverträglich sind.

So verhält es sich mit der Presse in Oesterreich. In Preußen herrscht das System der Verwarnungen, und daß dieses genügt, die dortige Presse vollständig zu knebeln, haben die neuesten Vorgänge hinlänglich bewiesen.

Die übrigen Staaten Deutschlands schwanken zwischen dem Muster Oesterreichs und Preußens hin und her.

Das ist deutsche Preßfreiheit!

§. 27. Der Fürstentag zu Frankfurt a/M.

Wenn wir mit den bisher (§. 18 — 26) entwickelten Bedürfnissen der deutschen Nation das Habsburg'sche sog. Reform-Programm vergleichen, so erscheint dieses als sehr ungenügend. Zu demselben Resultate gelangen wir, wenn wir das Programm mit der Verfassung des nordamerikanischen Bundes vergleichen. Diese beginnt mit den Worten:

„Wir, das Volk der Vereinigten Staaten, bestimmen und bestätigen diese Verfassung

„„in der Absicht, einen vollkommenen Bund zu bilden, Gerechtigkeit zu begründen, die innere Ruhe zu sichern, für gemeinsame Vertheidigung zu sorgen, das allgemeine Wohl zu befördern und uns und unsern Nachkommen die Segnungen der Freiheit zu erhalten.““

Dieses ist ein würdiger Anfang einer Verfassung.

Das Habsburg'sche Reform-Programm *) läßt die beschließenden Personen ungenannt. Wollte es sie nennen, so müßte der Absatz derselben etwa so lauten:

„Wir die Souveraine der deutschen Nation und die Vertreter der freien deutschen Städte octroyiren unseren Untergebenen folgende Verfassung, im Widerspruch mit der vom Vorparlamente des Jahres 1848 ausgesprochenen Volkssouveränität, und der von uns umgestoßenen Reichsverfassung vom 28. März 1849.“

Was läßt sich von einem solchen Anfange erwarten?

Der Artikel 2 bezeichnet als Organe des Bundes fünf Behörden, von denen zwei durchaus überflüssig sind, nämlich:

1) „ein aus der Mitte der souveränen Fürsten und freien Städte hervorgehendes Directorium“ (vollziehende Gewalt);

2) „ein Bundesrath aus den Bevollmächtigten der Regierung“ (durchaus überflüssig und störend);

3) „eine Versammlung der Bundesabgeordneten“ (gesetzgebende Gewalt);

4) „eine Fürstenversammlung“ (durchaus überflüssig und daher störend);

5) „ein Bundesgerichtshof“ (richterliche Gewalt).

Die Zusammensetzung des Directoriums ist in dem Habsburg'schen Programm so durchaus verkehrt, daß weder Fürsten noch Volk je darauf eingehen können, die Fürsten nicht, weil dem Programme zufolge eine Minorität von drei Fürsten, welche den Umständen nach nur 8 Millionen Deutsche unter sich haben (z. B. Bayern, Baden, Hannover) der deutschen Nation Gewalt anthun könnten, unter dem Scheine Rechtens. Was könnte eine solche Majorität des Directoriums ausrichten?

---

*) Der §. 1. lautet wörtlich, wie folgt:

(Erweiterung des Bundeszweckes). Die Zwecke des deutschen Bundes sind: Wahrung der Sicherheit und Machtstellung Deutschlands nach außen, Wahrung der öffentlichen Ordnung im Innern, Förderung der Wohlfahrt der deutschen Nation und Vertretung ihrer gemeinsamen Anliegen, Schutz und Unverletzlichkeit und verfassungsmäßige Unabhängigkeit der einzelnen deutschen Staaten, Schutz des öffentlichen Rechtszustandes in denselben, Gemeinsamkeit der Gesetzgebung im Bereiche der dem Bunde verfassungsmäßig zugewiesenen Angelegenheiten, Erleichterung der Einführung allgemeiner deutscher Gesetze und Einrichtungen im Bereiche der gesetzgebenden Gewalt der einzelnen Staaten.“

Viele Worte und wenig Sinn!

Ein Directorium, welches nicht hervorgegangen ist aus der Wahl der deutschen Nation hat nicht den guten Willen, die moralische Kraft derselben hinter sich, und wird folgeweise nie etwas leisten können.

Hierzu kömmt aber noch, daß vier deutsche Fürsten auch außerdeutsche Staaten beherrschen und zum Theil auf diese mehr Rücksicht nehmen, als auf Deutschland. Wenn z. B. Oesterreich mit Dänemark und Holland sich verständigte, können diese, den Umständen nach, die Minorität von Preußen und Bayern überstimmen und Deutschland in Kriege verwickeln, die ihm ganz fremd sind.

Größer ist aber die Gefahr, daß Oesterreich im Bunde mit Bayern und Königreich Sachsen Deutschland an die Ultramontanen verkaufen könnte. Die Minorität, welche etwa von Preußen und Würtemberg repräsentirt würde, müßte sich dann fügen.

Das sog. Directorium müßte nothwendig zerfallen in die Minister der äußeren, inneren, militärischen, finanziellen und etwa Handels-Angelegenheiten. Diese Minister können keine unverantwortliche Fürsten, sie müssen nothwendig verantwortliche Fachmänner sein.

Der sog. Bundesrath ist der alte Bundestag mit neuem Namen. Der ist längst von der deutschen Nation verdammt und durch das Gesetz, welches die Reichsgewalt einführte (vom 12. Juli 1848) abgeschafft.

Die Versammlung der Bundesabgeordneten muß 1) in Bundesangelegenheiten unbeschränkte gesetzgebende Gewalt haben, sonst ist sie nichtig, 2) sie muß hervorgehen aus directen Volkswahlen, sonst erkennt sie die Nation nicht an, 3) sie darf nicht im Widerspruch stehen mit der Verfassung vom 28. März 1849, sonst ist sie gesetzwidrig. Also kömmt sie auf diejenige hinaus, welche wir bereits in genannter Verfassung — auf dem Papiere haben.

Die vorgeschlagene Fürsten-Versammlung ist überflüssig und nach der Verfassung vom 28. März 1849 gesetzwidrig.

„Gegen das Reichsgericht läßt sich nichts einwenden. Nur muß bemerkt werden, daß die §§. 125 — 129 der Verfassung vom 28. März 1849 in dieser Rücksicht das Geeignete schon enthalten. Es kömmt nur darauf an, daß die deutschen Fürsten die zu Recht bestehende Verfassung Deutschlands nicht länger bekämpfen.

Das Einzige, was hiernach der Fürstentag zu Frankfurt a/M. in gesetzlicher Weise beschließen könnte, wäre die Einberufung des Reichstages in Gemäßheit der §§. 85 ff. der Verfassung vom 28. März 1849 und die Anordnung von Neuwahlen nach dem Wahlgesetze vom 12. April 1849.

Wie könnten überhaupt die Männer, welche die Fürsten nach Frankfurt a/M. begleiteten, Leute, wie Rechberg, Pfordten, Beust, Dalwigk u. a. der deutschen Nation Vertrauen einflößen?

Es kommt nur darauf an, einen Blick in die Vergangenheit zu thun, um die Gegenwart richtig zu beurtheilen.

Am Morgen des 21. März 1848 wurde Berlin, Preußen, ganz Deutschland überrascht durch ein Plakat, welches in den Straßen von Spree-Athen angeschlagen war und worin Friedrich Wilhelm IV. erklärte, daß er sich an die Spitze Deutschlands stelle. In der That vergingen nicht viele Stunden, bevor der König mit schwarz-roth-goldenem Bande geschmückt erschien und unter Vorantragung der schwarz-roth-goldenen Fahne mit großem Pompe durch die Straßen Berlin's ritt. Die Loosung war: „Preußen geht fortan in Deutschland auf."

Allein Preußen ging nach jenem Ritte nicht in Deutschland auf, sondern die preußische sogenannte Nationalversammlung ging am 3. November 1848 in Wrangel und seinen Soldaten auf, ganz Preußen ging in dem Ministerium Manteuffel auf und ist nach einigen neueren vergeblichen Anstrengungen in dem Ministerium Bismarck-Schönhausen aufgegangen.

In den ersten Tagen August's 1863 wurde Deutschland in ähnlicher Weise, wie am 21. März 1848 überrascht, durch die Erklärung des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, und am 16. August 1863 hielt derselbe in ähnlicher Weise, wie Friedrich Wilhelm IV. seine Auffahrt durch die Straßen, freilich nicht Berlin's, auch nicht Wien's, sondern Frankfurt's, der alten Kaiserstadt.

Was haben wir von diesen Aufzügen zu erwarten? Die Antwort hierauf gibt uns gleichfalls die Vergangenheit.

Am 2. December 1848 bestieg Franz Joseph den Thron. Am 7. März des Jahres 1849 fanden die Abgeordneten des österreichischen Kaiserstaats ihren Sitzungssaal mit Soldaten besetzt. Eine vom 4. März 1849 datirte sogenannte Verfassung, welche der Kaiser selbst hatte entwerfen lassen, machte den österreichischen Reichstag überflüssig.

Doch damals standen noch die Ungarn im Felde. Um diese zu beseitigen, rief der Kaiser die Russen zu Hülfe. Görgey verrieth sein Volk zu Vilagos. Kurz darauf ließ Franz Joseph am 6. October 1849 zu Arad die Helden Veczey, Aulich, Török, Lahner,* Pöltenberg, Nagy-Sandor, Knezich, Leiningen, Damjanich, Kis, Dessöwfy, Lazar und Schwindel hinrichten.

Zu Pesth fielen durch Henkershand Graf Ludwig Bathyany, Fürst Woroniezky, Giron, Abancourt, Baron Perenyi, Szacsvay, Minister Csanyi und Jessenak. Begnadigung zu Pulver und Blei wurde die Loosung.

So grausam wie Habsburg wüthete Hohenzollern doch nicht.

Das waren die Thaten Franz Josephs gegenüber den Freiheitsbewegungen seiner Völker. Es folgte eine Zeit des Schmerzes, welche bezeichnet ist durch eine andere Reihe von Thaten. An deren Spitze steht das Concordat mit dem Papste zu Rom, welches die ganze geistige Entwickelung der

österreichischen Völker unter die Fittige der Geistlichen stellt und für Oesterreich heute noch besteht.

Im Jahre 1859 brach der Krieg zwischen Napoleon III. und Franz Joseph aus, dessen Zweck war, ein Stück von Italien zu Frankreich zu schlagen. Damals schmeichelte der französische Kaiser Friedrich Wilhelm IV. Dieser verhielt sich ruhig, und hatte Recht. Denn Deutschland stand nicht in Frage. Napoleon III. mußte sich mit einem kleinen Stück von Italien begnügen, mit Savoyen und Nizza, mehr konnte er den Italienern nicht abpressen.

Franz Joseph grollte, daß Preußen ihm nicht beistand.

Was 1859 die Freiheitsbestrebungen Italiens für Napoleon III. waren, sind heute diejenigen Polens: Vorwand zu Eroberungen. Damals galt es Savoyen und Nizza. Jetzt gilt es dem linken Rheinufer. Damals gelang es dem schlauen Franzosen-Kaiser, Oesterreich zu isoliren. Jetzt gilt es, Preußen zu isoliren. Das hat der Kaiseraufzug vom 16. August zu bedeuten. Bismarck-Schönhausen hat diese Isolirung trefflich vorbereitet.

Geht Deutschland in die Falle, so ist die Isolirung Preußens, d. h. die Zersplitterung Deutschlands, die Unmacht, der Ruin der Nation vollständig und Napoleon III. kann ungefährdet bis an den Rhein marschiren.

Für Deutschland wird es dann eine schwache Entschädigung sein, wenn des Kaisers Franz Joseph Bruder Max auch die Krone von Mexico auf sein Haupt setzt. Sollte ihm diese durch die Großmächte Europa's garantirt werden, so würden sich die Vereinigten Staaten Nordamerika's dadurch nicht abhalten lassen, die Franzosen sammt dem von diesen den Mexikanern octroyirten Kaiser fortzujagen, sobald der zu Ende gehende Bürgerkrieg ihnen freie Hand lassen wird, und falls dann die Garantie der besagten Krone durch eine deutsche Großmacht aufrecht erhalten werden sollte, werden amerikanische Panzerschiffe unsere Küstenstädte an der Nord- und Ostsee in Brand und Trümmer schießen und Deutschland wird die Kosten der mexikanischen Krone zu tragen haben.

Deutschland habe Acht! Vergiß die Lehren der Geschichte nicht! Franz Joseph ist heute noch derselbe, wie am Tage des 4. oder 7. März 1849 und am 6. October 1849. Nur die äußeren Verhältnisse haben sich geändert. Damals haben sich Deutsche und Ungarn, jene friedlich, diese kämpfend gegen den habsburgischen Despotismus erhoben. Jetzt kämpfen die Polen gegen den russischen Despotismus.

Nicht umsonst bietet Napoleon dem Bruder des Kaisers Franz Joseph die Krone von Mexiko an. Er will dafür nur Eines, eine Kleinigkeit, keine Beihülfe, keinen Beistand, nur Neutralität, die Neutralität Oesterreichs, wo möglich auch der minder mächtigen Fürsten Deutschlands, falls „die Zustände

in Polen ein Einschreiten gegen Preußen nöthwendig machen sollten. Nur Neutralität, falls Napoleon III. das linke Rheinufer annectiren sollte."

Eine Kaiserfahrt hat ihre Bedeutung. Ein Kaiser macht nicht ohne Grund eine so große Anstrengung.

Deutschland, sei wachsam!

Vergiß nicht deine Märtyrer!

Gedenke Robert Blum's und der Brigittenau, der Galgen von Arad und Pesth und des Concordats!

Der Mann, welcher den Bundestag an die Stelle der Reichsverfassung vom 28. März 1849 setzte, kann der deutschen Nation nicht geben, was sie bedarf: Einheit und Freiheit.

§. 28. **Der Abgeordnetentag zu Frankfurt a/M.** hat seine Beschlüsse gefaßt. Sie finden sich in allen Händen. Die Herren lehnen die Habsburg'schen Vorschläge nicht ab, und nehmen sie nicht an, sie halten fest an der Reichsverfassung vom 28. März 1849 und sind bereit, sie aufzugeben, sie bemühen sich, die Staatsstreiche, welche zwischen der Auflösung der österreichischen, preußischen, deutschen und aller übrigen ähnlichen Versammlungen, und der Gegenwart in der Mitte liegen, zu vergessen. Es gelingt ihnen aber doch nicht ganz und gar. Der Name Robert Blum's ist nicht erwähnt worden. Löwe von Kalbe hat zwar von den Hufen der Pferde, unter denen er sich bei der Auflösung zu Stuttgart vom 18. Juni 1849 befand, gesprochen, allein mehr im Scherze, als im Ernste.

Kein Wort der Entrüstung über Verfassungsbruch, Meineid und Gewaltthat. Kein Aufschwung zur Höhe der Zeit. Keine Nemesis und kein Prometheus. Das Schwert der Gerechtigkeit blieb in der Scheide. Das Medusenhaupt der Vergangenheit wurde den Fürsten nicht vorgehalten, nicht einmal ihr Spiegelbild.

O diese Schlauheit, wie wenig Muth, wie wenig Tiefe des Gefühls, wie wenig Scharfblick sie verräth!

Die Einstimmigkeit habt ihr erreicht, ihr Herren von der Rednerbühne, doch welche? Es ist die Einstimmigkeit der geistigen Armuth, der Entsagung auf jede männliche Thatkraft, die Einstimmigkeit des Combabenthums.

Gewiß fanden sich im Schooße der Versammlung manche wackere Männer. Doch ihre Stimme verhallte, oder blieb im Halse stecken in der Ueberzeugung, daß da Hopfen und Malz verloren sei.

Nach vierzehn Jahren schweren Druckes war die Gelegenheit gegeben, abzurechnen mit den Männern der Gewalt. Doch statt der Abrechnung erfolgte das Anerbieten eines Compromisses.

Täuschet euch nicht, ihr Abgeordneten ohne Mandat! Die deutsche Nation hat ein besseres Gedächtniß, als ihr und mehr Thatkraft. Was ihr zu Frank-

furt sprachet und was die Fürsten dort beriethen, ist nur Material für den Hexentopf der Zeit. Der Augenblick wird kommen, da er umfällt. Wehe denen, die dann in seiner Nähe stehen. Sie werden übel versengt werden.

Fürsten und Völker haben sich gegenseitig oft Amnestie gegeben, doch nie vor der Sühne. Wo ist die Sühne für die fünfzehn Jahre, welche hinter uns liegen?

Ihr wollet unterhandeln mit denselben Personen, welche in den Jahren 1848 und 1849 alle Verträge über den Haufen stießen? Welchen Grund habet ihr, anzunehmen, daß, wenn eine zweite Nationalversammlung, eine zweite Reichsverfassung zu Stande gebracht haben möchte, diese nicht das Schicksal derjenigen vom 28. März 1849 theilen werde?

Sollen vielleicht wieder nur Reden gehalten werden? und glaubt ihr, eure Pflicht gethan zu haben, wenn ihr liberal gesprochen und unliberal gehandelt habet?

Die deutsche Nation begnügt sich jetzt nicht mehr mit einem Sprechsaale. Sie ist der langen Reden müde. Sie will Thaten sehen. Eine That wäre es gewesen, wenn ihr euch auf den Richterstuhl gesetzt und von diesem herab euer Urtheil über Verfassungsbruch und Meineid, über Mord und Gewaltthat abgegeben hättet. Das zu thun, waret ihr viel zu schlau. Dieselbe Schlauheit beherrschte die Paulskirche in den Jahren 1848 und 1849 und führte zur Auflösung der Nationalversammlung, zum Umsturze jedweden Rechtes und jedweder Freiheit in Deutschand.

Ihr, Männer des Worts, habt dieses Urtheil nicht gefällt. Doch es lebt in den Herzen aller unverdorbenen und in den Köpfen aller denkenden Deutschen.

So leicht, als ihr meint, kömmt die deutsche Nation über die Gräber in der Brigittenau, von Mannheim, Rastadt und Freiburg, über die Kerker unserer Freunde und den zwölfjährigen großen Kerker, genannt Deutschland, nicht hinweg.

Das Rechts- und Freiheitsgefühl der Nation konnte wohl eine Zeit lang zurückgedrängt, es kann nicht vertilgt werden.

Versöhnung, Vergebung, Milde sind schöne Worte und wohlthuende Gefühle, allein Freiheit und Recht haben auch ihre Ansprüche. Die Versöhnung darf nicht zur Feigheit, die Vergebung nicht zur Selbsterniedrigung, die Milde nicht zur Kraftlosigkeit werden.

Der Versöhnung muß die Anerkennung, der Vergebung die Wiederherstellung, der Milde das Schuldgeständniß vorangehen. Sonst sind alle drei Worte nur leere Vorwände, hinter welchen sich der Verrath verkriecht.

Was die deutsche Nation vor Allem braucht, ist nicht die elende Schlauheit, welche schon in den Jahren 1848 und 1849 so viel verdorben hat.

Sie braucht vor allen Dingen den Muth der Wahrheit, aus welchem hervorgeht der Entschluß, die Vorbereitung und die Ausführung der That.

Das Gemisch aber von halber Rechtswahrung und verzagtem Nachgeben*), welches ihr, Abgeordnete der Vorzeit, beschlossen habet, befriediget Niemanden, weder die Fürsten, noch das Volk.

---

*) Der Beschluß lautet wörtlich wie folgt:

I. Der deutsche Abgeordnetentag erblickt in der selbstthätigen Initiative des Kaisers von Oesterreich, zur Anbahnung einer deutschen Bundesreform, und in der bereitwilligen Theilnahme fast aller Fürsten und der freien Städte Deutschlands an diesem Werke, ein erfreuliches Zeugniß der allerwärts siegreichen Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der bestehenden Bundesformen und von der dringenden Nothwendigkeit ihrer Neugestaltung. Ob er in dieser Thatsache zugleich die Bürgschaft sehen darf, daß das gute Recht des deutschen Volkes auf eine seiner würdige Verfassung, nach wiederholten unfruchtbaren Verheißungen, endlich zur Erfüllung komme, das wird zunächst von dem weiteren Entgegenkommen der deutschen Fürsten und Regierungen abhängen.

II. Zwar kann der Abgeordnetentag auch jetzt nur von einer bundesstaatlichen Einheit, wie sie in der deutschen Reichsverfassung vom 28. März 1849 ihren rechtlichen Ausdruck gefunden hat, die volle Befriedigung der Bedürfnisse erhoffen, welche die Freiheit wie die Einheit, die Sicherheit wie die Macht der deutschen Nation gebietet; indessen unter den gegebenen Verhältnissen, zumal den inneren Krisen und der fortdauernden äußeren Bedrohung gegenüber, ist der Abgeordnetentag nicht in der Lage, zu dem österreichischen Entwurfe, welcher den Staatenbund mit einer engeren collegialen Executive und mit einer Vertretung zu reorganisiren sucht, sich lediglich verneinend zu verhalten.

III. Wohl aber muß er eine Reihe von einzelnen Bestimmungen der „Reformacte" für höchst bedenklich erachten und vermag insbesondere in der Art und Befugniß der Vertretung, wie sie durch Delegirte der einzelnen Ständeversammlungen zusammengesetzt werden soll, weder die für die Freiheit noch die für die Einheit nothwendigen Bürgschaften zu sehen, vielmehr muß er die Bildung einer durch die Nation frei und unmittelbar erwählten Repräsentation als die unerläßliche Vorbedingung jedes Gelingens bezeichnen.

IV. Der deutsche Abgeordnetentag betrachtet ferner die Anerkennung vollständiger Gleichberechtigung der beiden Großmächte im Staatenbunde als ein Gebot der Gerechtigkeit wie der Politik, und hält den Ausschluß der, vor dem Jahre 1848 nicht in den deutschen Bund aufgenommenen, preußischen Provinzen für unvereinbar mit den Forderungen der festeren Einigung und Stärkung deutscher Kraft, auf welche eine jede Reform des Bundes hinstreben muß.

V. Unter allen Umständen sieht sich der deutsche Abgeordnetentag zu der Erklärung gedrungen, daß er von dem einseitigen Vorgehen der deutschen Regierungen eine gedeihliche Lösung der nationalen Reform nicht zu erwarten vermag, vielmehr die Berufung einer deutschen Nationalversammlung auf Grundlage der Normen, welche die deutsche Bundesversammlung selbst in ihren Beschlüssen vom 30. März und 7. April 1848 aufgestellt hat, und die Zustimmung dieser Nationalversammlung als unumgängliche Ergänzung bezeichnen muß. In der so berufenen Vertretung wird der Wille der gesammten Nation zu seinem berechtigten Ausdruck gelangen; ihr wird es zukommen, den ihr vorzulegenden Entwurf sowohl im Ganzen als im Einzelnen zu prüfen, und die

Es gibt eine höhere Weisheit, als diejenige des Hin- und Herfahrens zwischen der Scylla der Fürstenungunst und der Charybdis der Volksungunst.

Fürwahr! wenn wir die Beschlüsse der Abgeordnetenversammlung mit den Erklärungen vergleichen, welche der Minister Bismarck-Schönhausen in seiner Note an den Minister von Sydow in Frankfurt a/M. abgiebt, so sind die letzteren ohne allen Zweifel weit mannhafter und viel liberaler*). Die Nothwendigkeit einer Volksvertretung erkennen beide an. In dieser Beziehung stehen sich beide Theile gleich. Allein in der Kritik des Habsburg'schen sog. Reformprogramms ist Bismarck weit stärker als die Herren Abgeordneten.

§. 29. Der Zopf.

Wer zwölf Jahre in Amerika gelebt hat, und kehrt dann in das geliebte deutsche Vaterland zurück, dem kann es nicht entgehen, daß im Laufe dieser Zeit auch hier mancher Fortschritt gemacht wurde, wenn er aber die deutschen Zustände überhaupt vergleicht mit denjenigen Amerika's, so gewahrt er einen starken Zopf im Staat, in der Gemeinde und im Geschäfte, an Individuen und Körperschaften. Wenn er vollends gar den in Amerika während dieser Zeit gemachten Fortschritt mit demjenigen vergleicht, der in Deutschland gemacht wurde, so erscheint ihm dieser theils wie Krebsgang, theils wie Schneckenmarsch.

Im Laufe der Jahre 1850 bis 1860 hat sich in den vereinigten Staaten Nordamerika's der Werth des Grundeigenthums von 7135,780,228 Dollar auf 16159,616,068 Dollar, also um nahezu 900 Millionen Dollar oder um 126,45 Procent gehoben. In demselben Verhältniß war durchschnittlich der Fortschritt auf dem Gebiete fast aller Industriezweige.

Warum ist in Deutschland nicht ein ähnlicher Fortschritt gemacht worden? Die Antwort ist: der Zopf hat es nicht erlaubt. Denn wenn der dicke deutsche Zopf nicht wäre, so würden die widerstrebenden Hindernisse wohl beseitigt worden sein. Allein der Zopf erlaubt es nicht, an dem durch das Alterthum geheiligten Gewohnheiten der Schläfrigkeit, an den durch das Alterthum gehei-

---

Abänderungen zu erwägen, unter welchen sie ihre Zustimmung geben kann, auf daß nicht aus dem begonnenen Werke, statt einer Erhebung und Kräftigung zum nationalen Leben, eine Schädigung der schon erworbenen Rechte und Freiheiten erwachse.

*) „Für jetzt erkläre ich nur, daß die österreichischen Reformpläne unserer Ansicht nach weder der berechtigten Stellung der preußischen Monarchie, noch den berechtigten Interessen des deutschen Volks entsprechen. Preußen würde der Stellung, die ihm seine Macht und seine Geschichte im europäischen Staatenvereine geschaffen, entsagen, und Gefahr laufen, die Kräfte seines Landes Zwecken dienstbar zu machen, welche den Interessen des Landes fremd sind, und für deren Bestimmung uns dasjenige Maaß von Einfluß und Controlle fehlen würde, auf welches wir gerechten Anspruch haben."

ligten Ketten, welche im Staate, in der Gemeinde und im Geschäfte jede freie Bewegung unmöglich machen, zu rütteln.

Ich will nicht wiederholen, was der volkswirthschaftliche Congreß von Jahr zu Jahr tauben Ohren predigt. Ich will nur einige Andeutungen mit Bezugnahme auf die vereinigten Staaten Nordamerika's geben.

Während des Friedens arbeiten die Amerikaner rüstig. Sie verschwenden nicht die beste Kraft des Volkes durch ein Militärwesen, welches nicht sowohl ein militärisches Spiel, als vielmehr Daumschraube für die ganze Nation ist.

Daher blieb den Amerikanern Zeit, die Produkte ihres Ackerbaues, welche 1850 etwas über 300 Millionen Dollar betrugen, im Jahre 1860 auf mehr als 410 Millionen zu vermehren *). Der Werth der Manufactur-Produkte der vereinigten Staaten betrug 1860 mehr als 1000 Millionen Dollar, und der Werth der sogenannten Industrie-Produkte 1900 Millionen Dollars.

Am 1. Februar 1862 besaßen die Amerikaner über 33,000 englische Meilen Eisenbahnen im Ganzen und über 18000 im Bau begriffen.

Das wäre nicht möglich gewesen, wenn sie eine halbe Million Arbeiter an's Heer hätten abgeben müssen.

Daß aber der mäßige Friedensstand der amerikanischen Heere ihrer Schlagfertigkeit im Kriege keinen Eintrag gethan hat, beweist die Tagesgeschichte zur Genüge **).

Der deutsche Militärzopf ist groß. Soldaten waren die letzten Deutschen, welche den Haarzopf ablegten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß der Zopf bei ihnen besonders in Ehren gehalten wird.

Ein anderer hoch wichtiger Gegenstand ist das Finanzwesen. Dasselbe beruht wesentlich auf dem Credit und dieser wird in unseren Tagen vermittelt durch Banken. Die vereinigten Staaten Nordamerika's hatten im Jahre 1854 1208 Banken. Jetzt haben sie deren 1492. Diese Banken besassen im Jahre 1854 ein Kapital von etwas über 300 Millionen Dollars, jetzt beträgt dieses über 418 Millionen.

Diese Banken trugen viel dazu bei, den geschäftlichen Verkehr zu erleichtern und haben während des Krieges der Regierung höchst wichtige Dienste geleistet. Ein deutsches Bankwesen gibt es nicht und kann es nicht geben, so lange wir keine gesetzgebende Gewalt für Deutschland haben. Ein deutsches Bankwesen setzt ein deutsches Bankgesetz voraus. Der deutsche Zopf läßt ein solches nicht zu Stande kommen.

Die deutsche Staatsverwaltung besteht in der geschäftlichen Behandlung von tausend selbstgeschaffenen Hemmnissen und Schwierigkeiten, welche man in

---

*) Alle meine Zahlen-Angaben, betreffend Amerika sind dem allgemein zugänglichen Census entnommen, oder dem National-Almanac für 1863.

**) S. namentlich §§. 9 — 12.

einzelnen Fällen beseitigt. Die gesammte deutsche Verwaltung ist nichts als Zopf.

Man schaffe alle die Hemmnisse ab, welche dem Geschäftsbetriebe, der Bürgerannahme, der Verehelichung und hundert anderen Lebensbedürfnissen künstlich bereitet sind, und die größere Hälfte der Verwaltungsbeamten kann entlassen werden. Das ist aber unmöglich. Der Zopf erlaubt es nicht.

Wir haben weiter oben*) gezeigt, in welchem Maaße die neun größten Städte der vereinigten Staaten in den Jahren 1850 bis 1860 an Bevölkerung zunahmen. Dieselbe Zunahme fand aber auch statt bei den kleineren Städten der Union.

Lafayette in Indiana hatte 1850 1,215 Einwohner, 1860 9,387 Einwohner — Zunahme 672,59 Procent.

Montgommery in Alabama hatte 1850 4,953 Einwohner, 1860 35,902. Die Zunahme betrug also 30,968 oder 627,49 Procent.

Richmond in Indiana hatte 1850 1,443 Einwohner, 1850 6,603 Einwohner — Zunahme 375,51 Procent.

Dubuque in Jowa 1850 3,108 Einwohner, 1860 13,000. Zunahme 318,27 Procent.

Des Moines in Jowa 1850 986 Einwohner, 1860 3,965. Zunahme 302,12 Procent.

Jersey-City in Jersey 1850 6,850 Einwohner. 1860 29,226. Zunahme 326,28 Procent.

Diese Beispiele mögen genügen, um anzudeuten, wie in Amerika die Städte wachsen. Das wäre allerdings nicht möglich, wenn die Leute, welche sich dort niederlassen wollen, dieselben Schwierigkeiten zu überwinden hätten, welche ihnen in Deutschland im Wege stehen. Die meisten städtischen Obrigkeiten benehmen sich gerade so, als wenn es das größte Unglück wäre, wenn ihre Gemeinde die Zahl ihrer Bevölkerung verdoppelte. Frankfurt a. M., Hamburg und Bremen und mehrere andere Städte Deutschlands könnten längst Städte ersten Ranges sein, wenn sie nach amerikanischen Grundsätzen verwaltet würden. Allein sie wehren sich mit Hand und Fuß gegen jedwede Vergrößerung. Sie sind in dieser Beziehung nicht besser, als die unter Monarchen stehenden Städte. In Frankfurt a. M. z. B. muß jeder, welcher sich dort aufhalten will, ohne Bürger zu sein, Caution durch einen Bürger stellen! O Krähwinkel!!

In unserem lieben Vaterlande wird vorausgesetzt, jeder Mensch sei ein Lump, dürfte der Gemeinde zur Last fallen, er kann daher in die Gemeinde nicht aufgenommen werden, bevor er 1) nachweist, daß er kein Lump ist, und 2) der Gemeinde, dem fürstlichen Amte, der Kreisregierung, dem Ministerium

*) S. §. 7.

des Innern und bisweilen selbst dem Staatsministerium alle erdenklichen Garantieen geboten und 3) Geld und Zeit für alles dieses aufgewendet hat.

Anders geht es nicht. Der Zopf erlaubt es nicht in Deutschland.

In Amerika behandelt man die Sache ganz anders. Da wird ein Stadtplan angelegt, gedruckt und vertheilt. Man gibt sich alle erdenkliche Mühe, denselben zu verbreiten, die Vortheile, die er bietet, auseinander zu setzen, die Bauplätze anzuweisen. Wer kömmt, ist willkommen. Niemand wird gefragt nach Herkunft, Leumund, Stand, Geschäft, Religion, Familie u. s. w. Wer bauen will, baut, wer miethen will, miethet. Wer arbeiten will, arbeitet. Das alles ist seine Sache. Niemand beschränkt ihn. Jedermann sieht es als Gewinn an, wenn die Stadt oder das Dorf einen Einwohner mehr erhält. Wo sich ein Mensch niederläßt, hat er ein Recht zu wohnen. Niemand kann ihn ausweisen. Begeht er ein Verbrechen, wird er bestraft. Hat er seine Strafe abgebüßt, tritt er wieder ein in die menschliche Gesellschaft mit gleichen Rechten, kann sich wieder niederlassen, wo er will und jedes Geschäft treiben, das ihm ansteht.

Doch das ist alles ganz anders unter dem Hemmschuh des deutschen Zopfes. O deutscher Zopf! wie viele Menschen hast du unglücklich gemacht und machst du noch täglich unglücklich! O deutscher Zopf, wer wird dich abschneiden?!

Ganz besonders verderblich ist aber der deutsche Zopf in allen Arbeiterverhältnissen.

Der Gegensatz zwischen Arbeitsmeister, Geselle und Lehrjunge ist in der Natur der Sache begründet. Niemand kann gegen denselben an sich etwas einwenden. Allein an demselben hängt in Deutschland ein Zopf, welcher von den schlimmsten Folgen ist.

Wenn wir die Zustände der amerikanischen Arbeiter mit denjenigen der deutschen vergleichen, so gewahren wir einen enormen Unterschied. Der amerikanische Arbeiter beweist, daß der Lohn weit höher reicht, als erforderlich ist, um die nothwendigsten Bedürfnisse desselben zu befriedigen, und daß das Bedürfniß sich keineswegs nach dem Lohn richtet, daß vielmehr der Lohn das Ergebniß der politischen und socialen Stellung des Arbeiters einerseits und des Wechselverhältnisses von Angebot und Nachfrage anderseits ist.

Wenn die Nachfrage nach Arbeitern stark ist, so steigt der Lohn, wenn das Angebot von Arbeitern steigt, so fällt er. Allein unter den ungünstigsten Verhältnissen bleibt er doch immer noch dreimal bis sechsmal so hoch, als in Deutschland. Denn der amerikanische Arbeiter ist nicht an Händen und Füßen gefesselt, wie der deutsche. Er hat dieselben Rechte, wie der Arbeitgeber, d. h. er ist Bürger an dem Orte, woselbst er wohnt, er hat ein Wort mitzureden bei der Wahl der Gemeinde-, Staats- und Centralbeamten. Wer ein Amt haben will, darf den Arbeiter nicht drücken, sonst wird er in seinem ganzen

Leben nicht gewählt. Geschieht es doch und wird der Druck in einem größern Kreise bitter empfunden, so treten die Arbeiter zusammen und pflegen gemeinsame Berathungen, fassen gemeinsame Beschlüsse und erreichen dadurch gewöhnlich das Ziel Erhöhung des Lohns, Abschaffung der Mißbräuche.

In Deutschland ist aber der Arbeiter an dem Orte, wo er wohnt, in den meisten Fällen nicht Bürger, denn die Gesellen reisen und lassen sich erst bürgerlich nieder, wenn sie Meister werden. In Amerika kann ein Bürger der vereinigten Staaten das Bürgerrecht an irgend einem Orte ausüben, falls er sich nur einen Monat lang daselbst aufgehalten hatte. Der Deutsche, welcher seinen Geburtsort verläßt, kann aber durch Zeitablauf in einem Jahrhundert nicht Bürger werden. Er muß mit schweren Kosten, großer Mühe und Zeitverlust um das Bürgerrecht ansuchen, und erlangt es allen Opfern zum Trotze nicht, wenn die Machthaber ihm nicht günstig gestimmt sind.

In Deutschland hat der Arbeiter, als solcher, d. h. wenn er nicht außerdem etwas anderes z. B. Bürger an seinem Wohnorte, Capitalist u. s. w. ist, durchaus gar kein Recht. Er wird willkürlich ausgewiesen, ja in vielen Fällen genügt zur Ausweisung der bloße Antrag eines frühern Meisters desselben. Er hat an seinem Wohnorte keine politische, keine bürgerliche und folglich auch in den meisten Fällen keine sociale Stellung, welche ihn gegen Mißbrauch der Gewalt, sei es der Arbeitgeber oder der Polizei, schützte.

In Deutschland kann der niedrigste Tagelohn durchschnittlich nicht höher, als als 35 bis 42 kr. oder 10—12 Sgr, angenommen werden. In Amerika ist er durchschnittlich 3 fl. rheinisch, ein Dollar zwei Schillinge amerikanisch, und steigt z. B. bei Schiffszimmerleuten bis auf vier Dollar oder 9 fl. 36 kr. des Tags.

Dieser Lohn macht es dem Arbeiter möglich, regelmäßig sich eine oder mehrere Zeitungen zu halten, sein Zimmer mit Teppichen zu belegen, sich nicht blos nothdürftig, sondern elegant zu kleiden, und überhaupt sich seines Lebens zu freuen.

Wenn Jemand den amerikanischen Arbeitern sagen würde: „ihr müßt eure Bedürfnisse nach euerem Lohne einrichten", so würden sie erwiedern: „wenn ich nicht den Lohn bekomme, den ich für recht und billig halte, so arbeite ich gar nicht, so lange bis der Arbeitgeber zur Einsicht gekommen ist."

Wenn aber gar Jemand ihnen vorplauderte: „ihr müßt euch begnügen mit einem Lohne, welcher hinreicht, euch und eure Kinder nothdürftig beim Leben zu erhalten," so würde er antworten: „ich bin kein Lastthier, kein Sclave, sondern denkender Mensch, vollberechtigter Staatsbürger und strebender Arbeiter. Mit den Mitteln, welche ich in diesen drei Eigenschaften besitze bin ich im Stande mir einen höhern Lohn zu verschaffen. Ich werde lieber sterben, als mich mit einem nothdürftigen Lohne begnügen."

Das Vereinswesen, welches in neuerer Zeit eine große Bedeutung für den deutschen Arbeiterstand gewonnen hat, ist sehr nützlich. Allein der kranke Fleck im Leben der Arbeiter Deutschland's ist, wie mir scheint, seine rechtlose

Stellung dem Arbeitgeber und der Polizei gegenüber. Nur ähnliche Gesetzesbestimmungen, wie sie in Amerika bestehen, können ihm eine gesicherte Stellung verschaffen. Alles Andere ist meines Erachtens Nothbehelf.

Die Grundlage jedes gesicherten Erwerbes ist eine würdige politische und bürgerliche Stellung. So lange unserem Arbeiter diese fehlt, kann er sich nicht auf diejenige Stufe schwingen, auf welcher sein Genosse in Amerika steht.

Arbeiterbildungs-Vereine, Consum-Vereine, Sparkassen-Vereine, Assekuranz-Vereine sind unter allen Verhältnissen von hoher Wichtigkeit. Ich bin weit entfernt, deren Bedeutsamkeit antasten zu wollen. Allein ich glaube nicht, daß alle diese Vereine zusammengenommen vermögen, was der Staat in seiner Gemeinsamkeit vermag.

Ich wünsche dem Arbeiterstande keine Staatshülfe, welche immer Staatsbevormundung in ihrem Gefolge haben muß. Ich wünsche nur, daß der Staat diejenigen Hemmnisse, welche er künstlich für den Arbeiter erschaffen hat, diesem abnehme.

Abschaffung der drückenden Gesetze oder Verordnungen in Betreff des Erwerbs des Bürgerrechts, der Niederlassung, in Betreff der polizeilichen Aufsicht, in Betreff des Versammlungsrechts der Arbeiter u. s. w. in Verbindung mit ähnlichen desfallsigen Bestimmungen, wie sie in Amerika bestehen, — würden dem Arbeiterstande mehr aufhelfen, als alle Vereine der Welt.

Der Arbeiter bildet ein Glied der menschlichen und insbesondere der staatlichen Gesellschaft. Gilt er als solches nicht, hat er als solches eine verkümmerte Stellung, so wird er in jeder Beziehung in seiner Eigenschaft als Lohnempfängrr wie in derjenigen als Staatsbürger leiden.

Der deutsche Zopf ist sein bitterster Feind. Herunter mit ihm!

§. 30. Gedenkblatt.

1848.

Februar 22. — 24. Revolution zu Paris.

27. Bürgerversammlung zu Mannheim, worin verlangt wird: Deutsches Parlament, Schwurgerichte, Preßfreiheit, Volksbewaffnung.

März 1. Sturm-Petition, überreicht in Carlsruhe;

2. Die zwölf freiheitlichen Beschlüsse der badischen zweiten Kammer.

5. Besprechung zu Heidelberg. Monarchie oder Republik? Berufung des Vorparlaments.

13. Revolution zu Wien.

19. Revolution zu Berlin.

20. Volksversammlung zu Offenburg. Ludwig, König von Bayern, dankt ab.

1848.

26. Volksversammlungen zu Freiburg im Breisgau und zu Heidelberg.

31. Das Vorparlament tritt in Frankfurt a/M. zusammen.

April 8. Mathy verhaftet Fickler.

9. Treffen bei Bau in Schleswig.

11. Ost- und West-Preußen wird in den deutschen Bund aufgenommen.

20. Treffen auf der Scheidegg und bei Steinen im Badischen.

23.} 24.} Treffen bei Freiburg im Breisgau.

26. Treffen bei Nieder-Dossenbach.

Mai 19. Eröffnung der constituirenden Versammlung zu Frankfurt a/M.

22. Eröffnung der preußischen Nationalversammlung zu Berlin.

Juni 13. Anfang des Kampfes zu Prag.

15. Sturm des Zeughauses in Berlin.

16. Ludwig I. von Hessen-Darmstadt nimmt seinen Sohn Ludwig II. zum Mitregenten an.

29. Erzherzog Johann von Oesterreich wird zum Reichsverweser ernannt.

Juli 10. Eröffnung des Reichstags zu Wien.

12. Selbstauflösung des deutschen Bundestags. Uebernahme der Reichsverwesung durch den Erzherzog Johann.

August 26. Waffenstillstand zu Malmoe.

September 16. Annahme des Waffenstillstands zu Malmö durch die constituirende Versammlung Deutschlands. Aufstand in Frankfurt a/M.

21. — 24. Zweite Volkserhebung in Baden.

October 6. Aufstand zu Wien. Latour wird aufgehängt.

7. Kaiser Ferdinand flieht aus Schönbrunn.

22. Der österreichische Reichstag wird vertagt.

31. Zusammentritt der mecklenburg'schen Abgeordnetenkammer. Eroberung Wien's durch die Soldateska.

November 9. Robert Blum wird erschossen in der Brigittenau.

11. Gewaltsame Vertreibung der preußischen Nationalversammlung.

December 2. Kaiser Ferdinand von Oesterreich dankt ab, ihm folgt Franz Joseph.

5. Auflösung der preußischen Nationalversammlung und Octroyirung einer neuen Verfassung.

1849.

Februar 26. Aufkündigung des Waffenstillstandes mit Dänemark.
März 1. Oldenburg'sches Staatsgrundgesetz.
4. Franz Joseph octroyirt eine neue Verfassung.
7. Gewaltsame Auflösung des österreichischen Reichstags zu Kremsier.
28. Verkündigung der deutschen Reichsverfassung und Wahl Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen zum deutschen Kaiser.
April 5. Schlacht bei Eckernförde.
30. Auflösung der königlich sächsischen zweiten Kammer.
Mai 5. — 9. Kampf in Dresden.
10. Freischaaren unter Oberst Blenker besetzen Ludwigshafen.
13. Dritte Erhebung des Volkes in Baden.
15. Proclamation des Königs von Preußen.
27. Neu octroyirtes preußisches Wahlgesetz.
29. Gefechte bei Hemsbach und Heppenheim.
Juni 1. Auflösung des königlich sächsischen Landtags.
14. Gefecht bei Kirchheim-Boland.
18. Gewaltsame Auflösung der deutschen Nationalversammlung zu Stuttgart.
21. Schlacht bei Waghäusel.
28. Die constituirende Versammlung von Baden erklärt jede Unterhandlung mit dem Feinde für Verrath.
Juli 6. Schlacht bei Fridericia.
12. Waffenstillstand von Berlin.
23. Uebergabe der Festung Rastadt.
August bis December Hinrichtungen.

1850 u. s. w.

Tohu-wabohu.

§. 31. Courage.

O! wie ist es doch so schön, das Vaterland zu retten aus Noth und Bedrängniß! Wer freute sich nicht, wenn ihm die Lorbeern würden, welche die Stirn eines Scharnhorst, Freiherrn von Stein und Blücher, eines Garibaldi unserer Tage schmücken! Wer spränge nicht gern über den Graben, — wenn er sicher wäre, nicht hineinzufallen?

Doch diese Sicherheit kann keine Assecuranz-Compagnie verleihen. Die giebt dem Menschen nur sein eigener Muth.

Wir hatten 1848 und 1849 eine constituirende Versammlung zu Frankfurt a. M. Sie wurde aufgelöst durch den Minister Römer zu Stuttgart am 18. Juni 1849.

Wer hat den Muth, den Frevler, der dieses that, des von ihm begangenen Verbrechens des Hochverraths öffentlich anzuklagen?

Am 28. März 1849 wurde die neue Verfassung Deutschlands fertig. Ein Präsident, ein Vice-Präsident und sechs Schriftführer beurkundeten sie, 392 Namen von Abgeordneten finden sich unter derselben verzeichnet.

Durch die gewaltsame Auflösung der constituirenden Versammlung wurde diese Verfassung thatsächlich über den Haufen geworfen. Ein Bundestagsbeschluß vom 23. August 1851 hob überdies die sog. Grundrechte, d. h. den sechsten Abschnitt der deutschen Verfassung ausdrücklich auf.

Diese Aufhebung umfaßt, da sie widerrechtlich und gewaltsam war, das Verbrechen des Hochverraths. Ist Niemand, der die Theilnehmer, Urheber und Gehülfen dieses Verbrechens zur Rechenschaft zöge?

Theilnehmer dieses Verbrechens ist Jeder, der einem Deutschen die ihm durch die bezeichnete Verfassung gewährten Rechte verkümmert oder bestreitet, insbesondere jeder Minister, der den erwähnten Beschluß vom 23. August 1851 im Gegensatze zu dem sechsten Abschnitt der Verfassung Deutschlands aufrecht erhält.

An die Stelle der rechtmäßigen Verfassung Deutschlands vom 28. März 1849 trat eine Reihe von Bundestagsbeschlüssen, welche die wichtigsten Bestimmungen derselben, in Betreff des Kriegswesens, der Presse, des Vereinsrechts u. s. w. beseitigten und dieselben in ihr Gegentheil verkehrten, nehmlich die Bürgschaften der Freiheit in Daumschrauben und Zwangsmittel der Unfreiheit verwandelten.

Die Namen der Bundestagsgesandten, welche diese Beschlüsse faßten, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welche die betreffenden Instructionen ertheilten, sind bekannt, sowie die Namen derjenigen Minister, welche fortwährend die gesetzwidrigen Beschlüsse der sog. Bundesversammlung aufrecht erhalten und die widerstrebenden Bestimmungen der deutschen Verfassung nicht aufkommen lassen.

Ist kein Dalberg da, der sich der mit Füßen getretenen deutschen Verfassung annähme, und der die eben bezeichneten Gegner derselben zur Rechenschaft zöge?

Dem Umsturze der Verfassung Deutschlands entsprach in den meisten deutschen Staaten der Umsturz der im Schooße derselben während der Jahre 1848 und 1849 zu Stande gekommenen Reformen. Die Namen der Staatsbeamten sind bekannt, welche für diese Verbrechen verantwortlich sind. Einzelne derselben*) sind der deutschen Nation näher bezeichnet worden.

---

*) Vgl. u. A. die Schrift: „Das Ministerium Dalwigk und seine Ordonanzen vom September und Oktober 1850." Coburg. Streit'sche Verlagsbuchhandlung 1862.

Die Entrüstung der Nation über die Missethaten der Reaction ist groß. Sie hat sich bei jeder Gelegenheit, z. B. bei den Schützenfesten zu Frankfurt a. M. und La Chaux-de-Fond und bei dem Turnfeste zu Leipzig klar und bestimmt ausgesprochen. Allein zu Thaten hat sich dieser gerechte Zorn nicht gestaltet.

Ich bin nicht der Meinung, daß nur die Büchse gegen diese finsteren Thaten Abhülfe gewähren kann. Es würde wohl von Bedeutung sein, wenn die gesammte deutsche Presse die hier angeregten Fragen mit bestimmter Bezeichnung der betreffenden Personen und der in jedem einzelnen Lande geeigneten Maßregeln besprechen wollte; wenn nur solche Abgeordnete in die Kammern gewählt würden, welche bereit wären, für die Verfassung Deutschlands vom 28. März 1849 und gegen deren Gegner, für die umgestürzte Landesverfassung und gegen deren Zerstörer in die Schranken zu treten.

Wie kömmt es, daß von alle dem so wenig geschehen ist?

Es fehlt an der — Courage, d. h. Diejenigen, welche das erforderliche Wissen haben, entbehren oft des Muthes, davon Gebrauch zu machen, und Denjenigen, welche den Muth und die Büchsen haben, fehlt das erforderliche Wissen. Wer wird Wissen und Muth vereinigen?

Es giebt doch eine Geschichte. Es können die Jahre 1848 bis 1863 nicht aus deren Annalen gestrichen werden. Der Wille einer Nation von 45 Millionen Menschen mag wohl auf einige Zeit, er kann nicht auf immer gebeugt werden. Auf den Schlaf folgt das Erwachen, auf Erschlaffung Wiederbelebung.

Die deutsche Nation ist reich an Milde und Versöhnlichkeit. Sie vergiebt vielleicht die Missethaten der Vergangenheit, allein nur unter der Bedingung, daß diese nicht in ihren Folgen festgehalten, daß dieselben wieder gut gemacht werden.

Die verhängnißvolle Zeit, da nach den Gesetzen der Natur ein Erwachen der Nationen Europa's eintreten muß, rückt immer näher. Elf Jahre dauerte die Zeit der ersten Revolution (1791 — 1802) 11 + 2 die Napoleon'sche Zeit (1802—1815), 11 + 2 + 2 die Restauration (1815—1830), 11 + 2 + 2 + 2 die Zeit Ludwig Philipp's (August 1830 — Februar 1848.) Wenn diese Progression maßgebend ist, so wird eine neue Katastrophe eintreten 11 + 2 + 2 + 2 + 2 nach Februar 1848, also etwa 1867.

Es handelt sich hier nicht blos um Zahlen, sondern um den Erfahrungssatz, daß die Zeit einer erfolgreichen Explosion erscheint, wenn eine neue Jugend herangewachsen und bevor die Kraft der alten abgestorben ist, d. h. wenn die explodirende Kraft zweier Generationen zusammentrifft. Jede nachfolgende Regierung suchte die Fehler der vorhergegangenen zu vermeiden und sicherte sich dadurch eine Frist von zwei Jahren längerer Dauer. Am Ende mußte sie doch erliegen. Am Ende wird auch die Reaktionsgewalt unserer

Tage erliegen. Dem Volke wird der Muth, dessen Gegnern die schwere Sorge (atra cura) wachsen.

Courage, nur Courage!!

Der deutsche Nationalverein — vor allen wird diese zu beweisen haben. Je größer die Aufgabe, die er übernommen, desto größer allerdings die Verantwortlichkeit — desto nothwendiger aber auch — die Courage.

§. 32. Die Forderungen der deutschen Nation.

Nach allen diesen Ausführungen fasse ich die

Forderungen der deutschen Nation

in folgenden Sätzen zusammen.

I. Wiederherstellung des gesetzlichen Bodens von 1848 und 1849 und dem entsprechend ein deutsches Parlament und eine einheitliche Centralgewalt.

Des Hochverraths schuldig, sind sowohl diejenigen Staatsmänner, welche der Nation diesen gesetzlichen Boden, namentlich durch die am 18. Juni 1849 ausgeführte Auflösung der verfassunggebenden deutschen Nationalversammlung entzogen haben, als Diejenigen, welche ihr denselben noch fortwährend vorenthalten, nicht minder Diejenigen, welche sich der gleichen Handlungsweise durch Octroyirung in den Einzelstaaten schuldig gemacht haben.

Das Gewissen der Nation darf keinen Augenblick beirrt werden durch die geringste Abweichung von diesem allein maßgebenden Standpunkt der rechtlichen Auffassung.

II. Eine ganz Deutschland umfassende Volksbewaffnung.

Sie ist die Pflicht der Regierungen, an die wir uns deshalb zunächst wenden und von denen wir ihre Durchführung erwarten, sofern sie nicht die eigenen Sonderinteressen auch ferner höher stellen, als die höchsten Interessen der Nation. Erfüllen sie diese Forderung nicht, so legen wir selbst Hand an's Werk, auf dem Wege des Vereinsrechts durch die Bildung und Organisation von Wehrvereinen.

III. Einberufung der deutschen Nationalversammlung, in Gemäßheit des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849. Insofern diese Einberufung durch keine von den deutschen Regierungen erfolgen sollte, sind die Einleitungen zu treffen, um die Wahlen und die Einberufung des deutschen Parlaments durch die Initiative des deutschen Volkes zu bewirken.

IV. Freiheit der Gewerbe, der Niederlassung und der Verehlichung.

V. Ein einheitliches und wohlorganisirtes Post-, Eisenbahn-, Schifffahrts-, Zoll- und Münzwesen, Papiergeld, Maaß und Gewicht, überhaupt die einheitliche Ordnung und Organisation aller in der Reichsverfassung vom 28. März 1849 bezeichneten, gemeinnützigen Anstalten.

VI. Verwirklichung der Reichsverfassung vom 28. März 1849 und öffentliche Vereinigung zum Zweck der Erreichung dieses Ziels.

Mit diesem Programm soll der Nationalverein uns ein willkommener Führer sein, alle entschiedenen Männer der Freiheit werden auf dieser Grundlage gern sich ihm anschließen. Nimmt er dagegen dieses Programm nicht an, so wollen wir zwar deshalb zu ihm nicht in Feindschaft treten, allein ein anderer, weiter gehender Verein wird dann die Durchführung dieser Forderungen übernehmen müssen.

§. 33. An die Fürsten Deutschlands.

Zweiunddreißig Jahre sind verflossen, seit Joseph Mazzini seinen unsterblichen Brief an Karl Albert von Savoyen schrieb und ihn aufforderte, „der erste der Menschen" zu werden, d. h. sich an die Spitze der italienischen Nation zu stellen und deren Einheit und Freiheit erringen zu helfen.

Karl Albert hatte nicht den Muth, der Aufforderung des begeisterten Freiheitskämpfers Folge zu leisten. Im Gegentheile ließ er denselben zum Tode verurtheilen und zwang ihn dadurch, das geliebte Vaterland zu verlassen.

Mazzini wurde von den Schriftgelehrten und Pharisären seiner Zeit als unpraktisch verschrien. Seine Ideen wurden Hirngespinste, seine Thaten Verbrechen genannt.

Doch die italienische Nation bewegte sich, ihren Tyrannen zum Trotze, in der ihr von Mazzini bezeichneten Bahn, allerdings weit langsamer, als ihr geistiger Führer, doch unausgesetzt Schritt für Schritt vorwärts, und Karl Albert's Sohn, Victor Emanuel genießt jetzt schon einen Theil der Früchte, welche an dem von Mazzini gepflanzten und von Garibaldi gepflegten Freiheitsbaume wuchsen.

Die deutsche Nation sehnt sich nicht minder, als die italienische, nach Einheit und Freiheit und bewegt sich in dieser Richtung, allen Verfassungsbrüchen, Meineiden und Octroyirungen zum Trotze.

Will keiner von Euch dem Beispiele Victor Emanuel's folgen? Wollet Ihr alle das Loos des Königs von Neapel, des Großherzogs von Toscana, des Herzogs von Modena theilen?

Noch ist es Zeit, doch nicht lange mehr, und die Frist ist abgelaufen. Ihr steht am Scheidewege. Der eine Pfad führt zu der jetzt nicht mehr kleinen Schaar der abgesetzten Fürsten; der andere zu dem Freiheitsbaume, den in Deutschland kein Einzelner pflanzte, kein Einzelner pflegte, dessen Setzreis am 28. März 1849 die Reichsversammlung pflanzte, für dessen Grundidee unsere Helden kämpften und unsere Märtyrer bluteten, dessen Wurzeln aber nicht ausgerottet wurden, als Ihr ihn abhauen ließet.

Die deutsche Nation hat das weltliche und das geistliche Joch Roms gebrochen. Sie hat, den meisten ihrer Fürsten zum Trotze dasjenige Napoleons I.

zerschlagen. Sie wird auch das Eurige zertrümmern, wenn Ihr länger widerstrebet.

Der Congreß zu Frankfurt a. M. beweist nur die Dringlichkeit eines entscheidenden Fortschritts, nicht aber das Verständniß seiner Bedeutung, noch den guten Willen zu seiner Durchführung. Was dort dem deutschen Volke bis jetzt geboten worden, entspricht weder dem Bedürfniß noch dem Recht der Nation.

Entscheidet Euch! Die von der Geschichte Euch zugemessene Frist geht bald zu Ende.

Coburg, den 26. August 1863.

Gustav Struve.

Struve, Gustav,

Diesseits und Jenseits des Oceans zwanglose Hefte zur Vermittelung der Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland

Bd.: [1]

Coburg (1863)